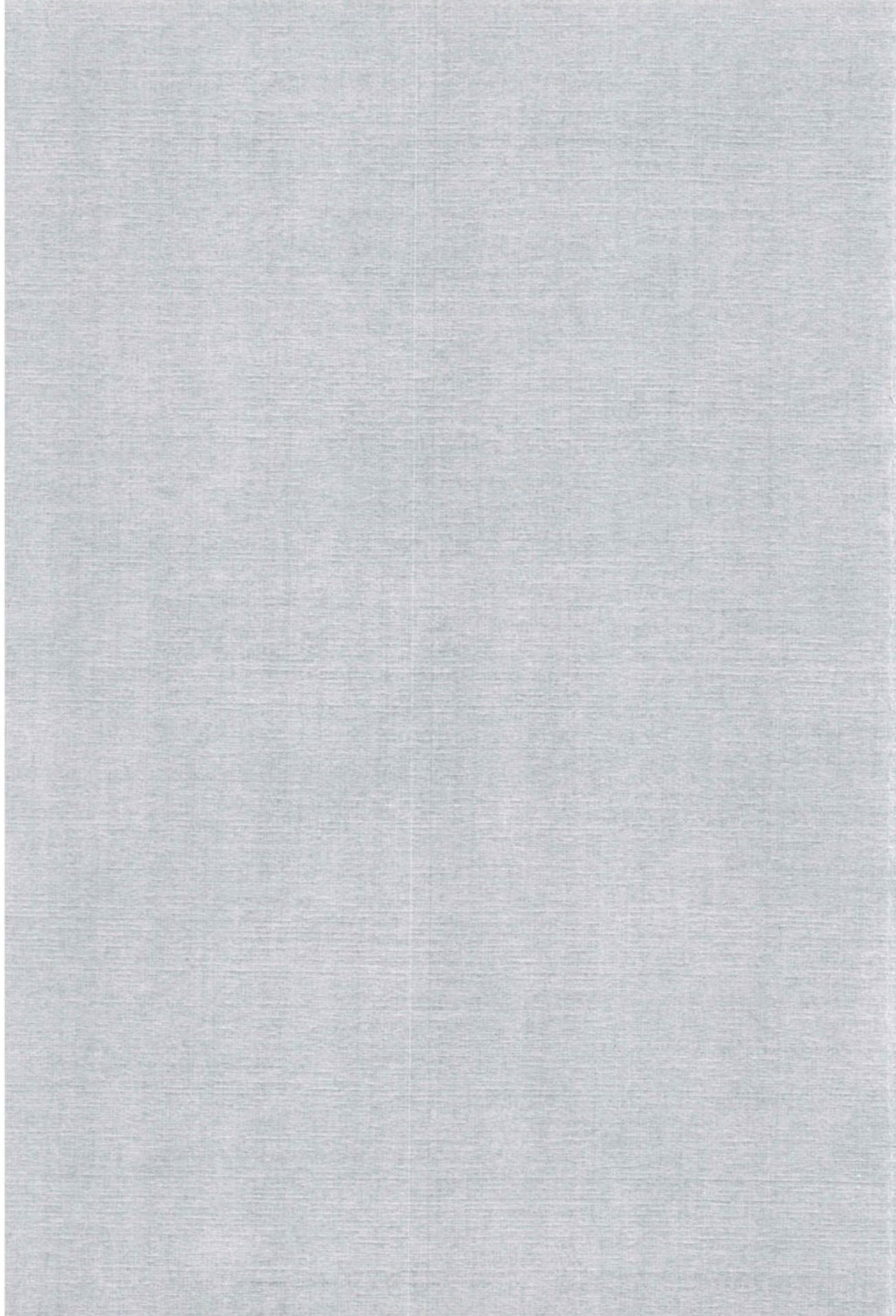


# SAARBRÜCKER HEFTE

HEFT 52 SAARBRÜCKEN 1981





Die vorliegende Ausgabe erscheint mit Unterstützung der Saarländischen Sparkassen und der Landesbank Saar Girozentrale

Die SAARBRÜCKER HEFTE erscheinen halbjährlich / Schriftleiter: Dipl.-Ing. Dieter Heinz, Saarbrücken 3, Gutsforsthaus Eschberg, Eschberger Weg 70, Telefon (06 81) 81 19 49 / Herausgeber: Kulturamt der Stadt Saarbrücken / Nachdruck ohne vorherige Zustimmung der Schriftleitung nicht gestattet; alle Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten; für unverlangte Einsendungen haftet die Schriftleitung nicht. Preis des Einzelheftes 6,- DM / Abonnementspreis: 5,- DM. Abonnements werden entgegengenommen vom Minerva-Verlag, 6600 Saarbrücken 3, Futterstraße 25, Tel. 3 59 64, und vom Kulturamt der Stadt Saarbrücken, 6600 Saarbrücken 1, Altes Rathaus am Schloßplatz, Telefon 30 01-4 02 / Führen in Lesezirkeln nur mit Genehmigung / Druck: SDV Saarbrücker Druckerei und Verlag GmbH, 6600 Saarbrücken 3, Halbergstraße 3, Telefon (06 81) 6 49 41.

# SAARBRÜCKER HEFTE

HERAUSGEGEBEN VOM  
KULTURAMT  
DER STADT SAARBRÜCKEN

HEFT 52 1981



MINERVA-VERLAG SAARBRÜCKEN

## INHALTSVERZEICHNIS

- 5 | Hans-Walter Herrmann  
AUS DER GRÜNDUNGSZEIT DES OTTO-HAHN-GYMNASIUMS IN  
SAARBRÜCKEN
- 17 | Fritz Peter Seitz  
DER ZAUBERLEHRLING  
ODER  
DER SPRACHE KNAPPE GESTE
- 25 | Rudolf Saam  
GOETHES RITT NACH SAARBRÜCKEN

Hans-Walter Herrmann

AUS DER GRÜNDUNGSZEIT DES OTTO-HAHN-GYMNASIUMS IN  
SAARBRÜCKEN

Festvortrag aus Anlaß des 125. Schuljubiläums am 6. September 1981



Die Gründung der Königlichen Provinzialgewerbeschule in Saarbrücken, der Vorläuferin des Otto-Hahn-Gymnasiums, das in diesen Tagen sein 125. Bestehen feiert, führt mitten hinein in die Diskussion, welche Form der höheren Schule den jungen Menschen am besten für das Leben vorbereite.

Ein selbstbewußtes Bürgertum der Städte Saarbrücken und St. Johann, mitten in einem aufstrebenden Industrieviertel gelegen, voll von Hoffnungen und Erwartungen an den Fortschritt von Industrie und Technik, verlangte als Alternative zu dem humanistischen Bildungsideal, wie es in Saarbrücken seit dem Anfang des 17. Jhs. durch das Ludwigsgymnasium gepflegt wurde, eine Bildungseinrichtung, die mehr auf eine praktisch-gewerbliche Berufstätigkeit vorbereiten sollte.

Das ist für uns keine unbekannte Forderung. Auch heute wird gegenüber dem Gymnasium der Vorwurf erhoben, daß es die Schüler an den Erfordernissen unserer Gesellschaft vorbei erziehe, daß es zu einseitig geisteswissenschaftlich ausgerichtet sei, daß zu wenig Abiturienten sich für technische und naturwissenschaftliche Fächer interessieren und dadurch die Wettbewerbsfähigkeit unserer Volkswirtschaft auf Dauer beeinträchtigt werde.

Das sind Formulierungen der 1980er Jahre, kürzlich im Organ der Landeselternvertretung der saarländischen Gymnasien zitiert, die mit anderen Worten, aber gleichem Sinngehalt in Saarbrücken schon vor rund 150 Jahren zu hören waren. Es sind Äußerungen einer jahrzehntelangen Diskussion um Vorzüge und Nachteile eines humanistischen oder eines mehr naturwissenschaftlich-technischen Bildungsganges. Für den Historiker ist es interessant, an der Gründungsgeschichte eines naturwissenschaftlichen Gymnasiums Formen und Ergebnisse einer solchen Auseinandersetzung zu verfolgen. Als ehemaliger Schüler der Saarbrücker Oberrealschule habe ich gerne diese ehrenvolle Aufgabe übernommen, im Rahmen der heutigen Feierstunde über Probleme und Lösungen der Saarbrücker Schulfrage um die Mitte des 19. Jhs. zu berichten und sie in die allgemeine Bildungsgeschichte einzubetten.

Es war keine erfreuliche Erbschaft, die Preußen auf dem Schulsektor in den ihm nach der Niederrichtung Napoleons zugewiesenen Rheinlanden übernommen hatte. Trotz französischer Regulative mit vereinheitlichender Tendenz zeigte das höhere Schulwesen eine aus der alten territorialstaatlichen Tradition herührende Vielfalt, häufig gepaart mit Schwächen im Ausbildungsstand der Lehrkräfte und mit eklatanten Unterschieden zwischen den vorgeschriebenen und wirklich ausgeführten Lehrplänen. Es bedurfte mehrjähriger Bemühungen, um die höheren Schulen im Rheinland den für die altpreußischen Provinzen geltenden Normen anzupassen.

Das altpreußische höhere Schulwesen hatte im Jahre 1810 durch Wilhelm von Humboldt eine Neugestaltung erfahren. Humboldt, Freund Schillers, selbst Übersetzer von Werken des Aeschylus, Pindar und Eumenides, hatte als Staatsmann versucht, den Geist des Neuhumanismus in die Staatsform der preußischen Monarchie einzubringen; als Leiter des Kultus- und Unterrichtswezens im preußischen Innenministerium hatte er die Berliner Universität konzipiert und das höhere Schulwesen unter konsequenter Ausrichtung auf die klassischen Sprachen und die sie begleitenden Geisteswissenschaften neu organi-

siert. Auf Grund dieses richtungsweisenden Wirkens kann er geradezu als Vater des neuhumanistischen Gymnasiums bezeichnet werden.

Hören wir, wie ein Saarbrücker Humanist, der Gymnasialdirektor Hollenberg vom Ludwigsgymnasium, humanistische Bildung im Vergleich mit der naturwissenschaftlichen bewertete.

Der wichtigste Bewertungsmaßstab ist für ihn die Frage nach dem Bildungswert der Gegenstände, nicht nach dem Gebrauchswert der Kenntnisse für die Zukunft, sprich für den Beruf.

„Was hilft es Dir, wenn Du Naturgeschichte und Weltgeschichte kennst, die physikalischen und chemischen und psychologischen Gesetze durchschaust, Ästhetik, Ethik und Religion erforschest und dabei selbst in Deinem Handeln ein Spielball des Zufalls oder der Lust bist, der selbst keine Freude am Schönen und Guten hat und an dem kein anderer Geist Freude hat. Die praktische Regel lautet demnach: Willst Du für Deine ganze Bildung sorgen, so erwirb Dir soviel Kenntnisse, als Du nach Deiner Lage erwerben kannst, aber zu dem Zweck, Deine Person zur Charakterstärke der Sittlichkeit zu entwickeln . . . Da es sich um die Herstellung eines sittlichen Menschen handelt, das Sittliche aber nur in der Sphäre des Geistes vorkommt, nicht in der Natur, so hat der Engländer Recht, wenn er sagt, das eigentliche Studium des Menschen sei die Menschheit. Wir behaupten, denjenigen Stoffen, welche den Menscheng Geist betreffen, ist die meiste erziehende Kraft beizumessen, alle anderen Stoffe sind sekundäre Bildungsmittel, deren Wert erst aus weiteren Gründen nachgewiesen werden muß.“

Das Gymnasium war damals die einzige Schulform, die die Hochschulreife verlieh, also den Zugang zur Universität öffnete. Die hohe Einschätzung des Gymnasialabiturs wird dadurch verdeutlicht, daß noch in den 1850er Jahren den Realschülern die Bauakademie und die höhere Laufbahn im Bergfach versperrt waren und sie selbst im Postdienst hinter den Gymnasialabiturienten rangierten. Eine Petition des rheinischen Provinziallandtages um weitere Berechtigungen der Realschulen wurde noch 1858 durch den preußischen Landtag abgelehnt.

Bei einer solch hohen Wertschätzung der humanistischen Bildung mußte es für jede Stadt eine Auszeichnung sein, ein Gymnasium zu besitzen. Es versteht sich, daß die Vertretung der Saarbrücker Bürgerschaft bei der Neuorganisation des rhein-preußischen höheren Schulwesens alles daran setzte, ihr Gymnasium zu erhalten, obwohl eine Zeitlang die staatlichen Behörden die Einstufung als mehrklassige höhere Stadtschule mit Latein, aber ohne Griechisch als Pflichtfach, beabsichtigten. Groß waren Freude, Stolz und Genugtuung, als im Jahre 1822 die Saarbrücker höhere Schule als Gymnasium anerkannt, im August 1825 die erste Reifeprüfung nach den neuen, strengeren preußischen Richtlinien abgehalten und drei Jahre später die preußische Schulordnung eingeführt wurde.

Ein rasches Aufblühen blieb jedoch der Anstalt versagt. Die geringe Schülerzahl gab nicht nur der Schulleitung und den Schulaufsichtsbehörden zu denken, sondern wurde auch von den Bürgern der Städte kritisch vermerkt und hinter-

fragt. Als Gründe für die ausgebliebene Blüte wurden u. a. der fehlende katholische Religionsunterricht, eine aus der Tradition der Schule erklärbare Eigenheit, und die nicht genügende Berücksichtigung der „realen“ Fächer genannt. Dieser zweite Grund traf den eigentlichen Kern; denn das primär auf den Menschen ausgerichtete humanistische Bildungsideal wurde von dem aufstrebenden unternehmerischen, auf Wachstum, Fortschritt und Gewinn bedachten Bürgertum gar nicht recht verstanden; für es hatte eine berufsbezogene Ausbildung Vorrang. Man war der Meinung, daß in dem expandierenden Industriegebiet an der Saar humanistische Bildung eben zu wenig auf die spätere Tätigkeit in Handel, Gewerbe, Industrie und Technik vorbereite und deshalb eine „realistische“ Schulform dem Gymnasium vorzuziehen sei.

Damit ist eine Schulform angesprochen, die sich im Laufe des 18. Jhs. aus verschiedenen Wurzeln,

- dem Bildungsideal des Pietismus Halle'scher Prägung,
- dem merkantilistischen Interesse des Staates
- und dem von der Aufklärung geforderten realistischen Schulzweck entwickelt hatte.

Eine solche „reale“ Bildung hatte in Süddeutschland früher als in Preußen in einer eigenen Schulform, der Realschule oder höheren Stadtschule, Pflegestätten gefunden. Sie nahm Schüler auf, die nicht ein Hochschulstudium, sondern eine Tätigkeit in Handel und Gewerbe anstrebten, und bildete diejenigen aus, wie es zeitgenössisch heißt, die später im städtischen Nährstand, Lehrstand oder Verkehrsstand tätig sein würden.

In Preußen hatte erst 1832 eine Instruktion Maßstäbe für eine Vereinheitlichung der Klassenzahl und der Lehrpläne der bis dahin je nach den örtlichen Verhältnissen sehr unterschiedlichen Realschulen gesetzt. Zahlreiche Schulen dieser Gattung bestanden schon 1835 in der Rheinprovinz, 47 in städtischer und 178 in privater Trägerschaft. Diese Zahlen veranschaulichen, welchen Vorsprung die Industrieviere um Essen, Elberfeld, Krefeld und Aachen in ihrem Bildungsangebot gegenüber dem Saarrevier hatten.

Die Bezirksregierung in Trier und das Schulkollegium in Koblenz lehnten den Antrag auf Umwandlung des Saarbrücker Gymnasiums in eine Realschule ab. Sie kamen aber den Saarbrücker Wünschen dadurch ein Stück entgegen, daß sie die Einrichtung eines dreiklassigen realgymnasialen Zuges am Ludwigsgymnasium ab Tertia genehmigten. Nach dem Vorbild des Duisburger Gymnasiums sollten die Realklassen in den Fächern Deutsch, Geschichte, Geographie, Religion und Gesang gemeinsam mit den Gymnasialklassen unterrichtet werden, allein in Französisch, Englisch, Mathematik, Physik, Chemie, Biologie und geometrischem Zeichnen. Nachdem die von der Bezirksregierung geforderte finanzielle Beteiligung der Städte an dieser Erweiterung des Ludwigsgymnasiums erfüllt war, konnten die Realklassen 1836 eröffnet werden. Damit war zunächst einmal die schulpolitische Lage an der Saar entspannt.

Im Laufe der Zeit zeigte sich, daß die Realklassen doch nicht recht befriedigten, und als sie 1853 aufgelöst wurden, unternahmen die Städte alsbald neue Vorstöße.

Bei den Haushaltsberatungen warf der Finanzausschuß der Samtgemeinde Saarbrücken im Dezember 1854 die Frage auf, ob die bisher an das Ludwigs-gymnasium gewährten Zuwendungen nicht besser ihrem Zweck entsprechen würden, wenn sie für eine Realschule verwendet würden. Die Anregung des Ausschusses wurde von den Stadträten von Saarbrücken und St. Johann sofort aufgegriffen und eine zwölfköpfige Spezialschulkommission gebildet mit dem Auftrag, die Situation des höheren Schulwesens in Saarbrücken ausführlich darzulegen, die Statuten einer Realschule zu entwerfen und ein Budget für eine solche Schule aufzustellen. Die Stadträte waren damals die einzige organisierte Interessenvertretung der Bevölkerung. Es gab noch keine Zusammenschlüsse von Handel, Gewerbe, Handwerk und Industrie, weder eine Industrie- und Handelskammer, noch eine Handwerkskammer, noch Arbeitgeberverbände.

Der größte Arbeitgeber an der Saar war damals der preußische Bergfiskus, er scheint sich an der Schuldiskussion nicht beteiligt zu haben, weil er seit 1822 in der Saarbrücker Bergschule eine eigene Bildungseinrichtung besaß, die mit ihrer straffen Einbindung in die Hierarchie der Bergverwaltung und ihrer Verknüpfung von praktischer Arbeit vor Ort und theoretischer Bildung an einzelnen Wochentagen den Vorstellungen der Bergbehörde über die Heranbildung eines Nachwuchses in mittleren Führungspositionen durchaus entsprach. Infolgedessen trat in der Diskussion um Gymnasium, Realschule und Gewerbeschule der preußische Bergfiskus, der in anderen Bereichen so tief und nachhaltig die Struktur unseres Landes und seiner Bevölkerung prägte, nicht hervor.

Die zwölf Mitglieder der Spezialschulkommission dürfen als die eigentlichen Väter einer naturwissenschaftlich-technisch ausgerichteten Bildungsanstalt an der Saar angesehen werden. Deshalb seien sie hier kurz vorgestellt. Es waren als Vertreter der Stadt Saarbrücken

- der Fabrikant Eduard Karcher,
- der Kreisarzt Dr. Heinrich Kalck,
- der Baumeister Johann Adam Knipper senior,
- der Kaufmann Fr. Quien,
- der Notar C. A. Reusch, 1848 Vorstand im Bürgerverein und
- der Rechtsanwalt Ferdinand Dietzsch, die kraftvollste Persönlichkeit, die die 1848er Revolution an der Saar ausgebildet hatte,

von seiten der Stadt St. Johann

- der Bierbrauer Ludwig Geisbauer,
- der Gutsbesitzer und Fabrikant Friedrich Papst,
- der Arzt Dr. Jordan, 1848 überzeugter Republikaner
- der Seifensieder Ludwig Meyer,
- der Rechtsanwalt Ferdinand Riotte, 1849 demokratischer Abgeordneter im preußischen Landtag, und
- der Goldschmied Julius Sievers.

In ihrer ausführlichen Denkschrift behandeln sie zunächst kritisch das Gymnasium. Sie setzen die Zahl der Abiturienten in Beziehung zur Gesamtschülerzahl und halten fest, daß nur sehr wenige Schüler sich „gelehrten Studien zuwandten. Sie schließen daraus, daß der Drang nach Bildung im allgemeinen bedeutend zugenommen, der nach gelehrter Bildung, sprich nach Hochschulreife, dagegen relativ abgenommen habe. Aus der starken Frequenz der unteren Klas-

sen und den dünn besetzten Oberklassen folgern sie, daß etwa 90 % der Schüler des Gymnasiums dort nicht den Unterricht fänden, den sie für ihre Verhältnisse und ihren Beruf notwendig erachteten. Daß dies aber gerade der Unterricht in den naturwissenschaftlichen Fächern und den neueren Sprachen sei, gehe daraus hervor, daß zur Zeit in Saarbrücken und St. Johann neben den Lehrern des Gymnasiums noch vier Privatlehrer für Englisch und Französisch tätig seien und ein fünfter seine Zulassung beantragt habe. Bemittelte Eltern schickten schon seit Jahren ihre Söhne in auswärtige Realschulen, zur Zeit seien 16 derartige Fälle bekannt. Sie schildern sodann die Aufwärtsentwicklung der saarländischen Industrie, deren Wachstum nach der erst kürzlich eröffneten Eisenbahnlinie und nach Fertigstellung der noch im Bau befindlichen Strecken sicher sei. Sie weisen ferner auf die Notwendigkeit von Kenntnissen zu einer rationellen Arbeit in der Landwirtschaft hin. Wir hören hier das Anliegen des Gutsbesitzers in der Kommission und erinnern uns an Liebig's Forschungserfolge im Bereich der künstlichen Düngung. Schließlich stellen sie den von ihnen berechneten Bedarf der Saargegend an Nachwuchskräften mit Gymnasialbildung und Hochschulreife dem an erfolgreichen Abgängern einer Realschule gegenüber und streichen heraus, daß der Bedarf an Realschulabsolventen eindeutig höher sei.

Zur Verbesserung der jetzigen schulischen Situation schlagen sie nicht die Schaffung einer zweiten höheren Schule, sondern die Umwandlung des Ludwigsgymnasiums in eine vorwiegend auf eine reale Ausbildung orientierte achtklassige Schule vor.

Als Hauptzweck dieser Schule formulieren sie:

Vollständige, in sich abgeschlossene Bildung durch Sprachen, Künste und Wissenschaften im allgemeinen wie für die höheren bürgerlichen, landwirtschaftlichen und gewerblichen Fächer, Befähigung der mit dem Zeugnis der Reife abgehenden Schüler zum Eintritt in die königliche Bauakademie, das Gewerbeinstitut, die Forstlehranstalt, die höheren landwirtschaftlichen Institute, in das Berg- und Postfach, als Offiziersaspirant, Katasterbeamter und Zivilsupernumerar.

Als Nebenzweck:

Vorbildung von Studierenden bis zur Prima eines Gymnasiums und zum Übergang von Schülern an die Provinzialgewerbeschule, die mit der neuen Realschule verbunden sein sollte. Als Vorbilder nennen sie die Realanstalten in Trier und Siegen, die von Söhnen einiger saarländischer Unternehmer besucht wurden.

Gerade die Verbindung mehrerer Bildungszüge, wenn auch in ungleicher Gewichtung in derselben Schule erinnert an schulreformerische Ideen des Revolutionsjahres 1848. Damals glaubte man, im Interesse des Nationalbewußtseins eine drohende frühzeitige Entfremdung der Gebildeten der Nation verhüten zu müssen und sah drei Möglichkeiten, ihr zu begegnen:

- 1) die Verschmelzung des Gymnasiums und der Realschule zu einer organischen Einheit, einem sogenannten Gesamtgymnasium,
- 2) eine Verbindung der beiden Anstalten durch Parallelstunden oder Parallelklassen,
- 3) die selbständige Gestaltung der Oberklassen des Gymnasiums und der Realschulen auf einem gemeinsamen Unterbau.

Wenn von den zwölf Mitgliedern der Spezialschulkommission, vier — Reusch, Riotte, Dietzsch und Jordan — sich 1848/49 als Abgeordnete in der Frankfurter Nationalversammlung, im Preußischen Landtag und als führende Köpfe im Saarbrücker Bürgerverein hervorgetan hatten, dann glaube ich, in ihrer Denkschrift des Jahres 1855 noch einen Hauch der Reformideen aus dem Jahr des nationalen Aufbruchs zu finden.

Denkschrift, Statuten und Budgetentwurf wurden unverzüglich von den Stadträten verhandelt und verabschiedet und am 28. März 1855 von Bürgermeister Kromayer dem Saarbrücker Landrat mit der Bitte um Weiterleitung zugesandt. Der Optimismus der Saarbrücker Bürgerschaft, die nach den Worten Kromayers mit Spannung einer Lösung der Schulfrage entgegenseh, wurde schon bald durch die ablehnende Haltung der Bezirksregierung in Trier und des Provinzialschulkollegiums in Koblenz gedämpft. Ganz im Sinne des Selbstverständnisses des Neuhumanismus antworteten Trier und Koblenz, die Annahme sei irrig, daß ein Gymnasium nur Schülern, die sich den Universitätsstudien und den gelehrten Fächern zuwenden, eine angemessene Vorbildung vermittele.

In Saarbrücken versuchte man nun, den Antrag auf eine breitere Basis zu stellen, indem man in der Umgegend um Unterstützung warb. Bald schon konnte Bürgermeister Kromayer berichten, daß 24 Gemeindevertretungen aus den Kreisen Saarbrücken, Saarlouis, Merzig, Ottweiler und St. Wendel einhellig der beabsichtigten Umwandlung des Ludwigsgymnasiums zustimmten. Mit anderen Worten: der Antrag der Stadträte von Saarbrücken und St. Johann zur Errichtung einer mehr auf technisch-gewerbliche Berufe ausgerichteten Schule wurde zum gemeinsamen Anliegen aller preußischen Saarkreise. Aber auch damit ließen sich Bezirksregierung und Provinzialschulkollegium nicht umstimmen. Ihren Voten schlossen sich die Berliner Ministerien an, obwohl seit kurzem im Preußischen Unterrichtsministerium in der Person des Geheimrats Ludwig Wiese ein erklärter Freund des Realschulwesens saß. Am 20. September 1855 wurde der Antrag auf Umwandlung des Gymnasiums in eine Realschule von den beteiligten preußischen Ministerien definitiv abgelehnt.

Dadurch ließ sich die Saarbrücken-St. Johanner Spezialschulkommission nicht entmutigen, sondern sie versuchte nun, ihr Ziel in anderer Weise zu erreichen. Sie empfahl den Stadträten, sofort um die Genehmigung zur Errichtung einer Königlichen Provinzialgewerbeschule mit Vorbereitungs- und Handwerkerfortbildungsschule nachzusuchen. Bereits am 12. November, also knapp zwei Monate nach der Ablehnung durch die Ministerien, machten sich die Stadträte den Vorschlag der Kommission zu eigen. Dieser zügige Ablauf unterstreicht, wie vertraut die Mitglieder der Schulkommission mit der Materie waren, wie gut sie die einzelnen Schulgattungen und ihre Bildungsangebote kannten und wie stark die beiden Stadträte sich für die Verbesserung des Lehrangebotes im aufstrebenden Saarindustrieviertel engagierten.

Was haben wir unter einer Provinzialgewerbeschule, wie sie nun gefordert wurde, zu verstehen? Worin bestanden ihre Lehrinhalte?

Um die Mitte des 19. Jhs. war längst die Notwendigkeit erkannt, durch Vermittlung wissenschaftlicher Kenntnisse und Fertigkeiten für eine spätere Tätigkeit in Gewerbe und Industrie vorzubereiten. Frankreich hatte nicht nur in

Paris im Jahre 1794 die Ecole polytechnique gegründet, sondern gerade das Saardepartement zum Sitz ähnlicher Bildungseinrichtungen ausersehen, indem es in Geislautern eine Berg- und Hüttenschule eingerichtet hatte und in Trier Vorbereitungen angelaufen waren, um in den Gebäuden der säkularisierten Abtei St. Maximin eine Ecole des arts et métiers zu eröffnen.

Preußen verdankt dem Rheinländer Peter Christian Beuth sein Gewerbeschulwesen, das im Ausland hoch geschätzt und nicht selten kopiert wurde. Beuth hatte 1821 in Berlin das Gewerbeinstitut und die allgemeine Bauschule gegründet, — zwei Anstalten, die später zur Technischen Hochschule vereinigt wurden — ihnen sollten Schüler aus ein- oder zweiklassigen Gewerbeschulen zugehen, die in jedem Regierungsbezirk einzurichten waren und die hauptsächlich die Aufgabe hatten, künftigen Gewerbetreibenden und Bauhandwerkern die für ihren Beruf erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten, besonders in Mathematik, Naturwissenschaften und Zeichnen, zu vermitteln. Beuth hatte in Halle Rechts- und Kameralwissenschaften — wir würden heute sagen Volks-, Betriebs- und Finanzwissenschaft — studiert, dann in der märkischen Kriegs- und Domänenkammer Dienst getan und war 1820 zum Leiter der Ministerialabteilung für Handel und Gewerbe berufen worden. Sein Lebensziel war die wirtschaftliche Entwicklung Preußens durch den Aufbau einer dem Ausland ebenbürtigen Industrie. Einer seiner Nachfolger (Nottebohm) feierte ihn als „wahren Pfadfinder in den damals noch spärlich kultivierten Regionen der Industrie Preußens“. Er war kein Verfechter des neuhumanistischen Menschenbildes. Seine Bezogenheit auf die Erfordernisse des praktischen Lebens pflegte er häufig zu dokumentieren mit einem von Plutarch überlieferten Ausspruch des Agesilaos, der, als er gefragt wurde, was die Kinder lernen sollten, antwortete „was sie einst brauchen, wenn sie Männer werden“. Beuths Bildungsideal dürfte dem des Saarbrücker und St. Johanner Bürgertums eher entsprochen haben als das Wilhelms von Humboldt und seiner geistigen Nachfolger.

In den rheinpreußischen Regierungsbezirken waren Gewerbeschulen Beuth'scher Prägung zunächst in Elberfeld und Aachen, dann 1830 auch in Trier gegründet worden. Zur Beurteilung der Wahl des Standortes Trier und nicht Saarbrücken ist zu bedenken, daß wir uns 1830 noch in einem frühen Stadium der Saarindustrie befinden.

Trier hatte den Vorzug, Sitz des Regierungspräsidenten zu sein, an Bevölkerungszahl und Vielfalt des ansässigen Handwerkes die Doppelstadt Saarbrücken-St. Johann zu übertreffen. In Quint arbeitete ein Eisenwerk, das mit den Saarhütten voll wettbewerbsfähig war, und die Hochwälder Eisenindustrie war mehr auf Trier als auf Saarbrücken-St. Johann ausgerichtet. Insofern müssen wir einräumen, daß im Jahre 1830 bei der Wahl des Standortes einer Gewerbeschule im südlichen Teil der Rheinprovinz Trier eine Reihe von Vorzügen aufzuweisen hatte. Im Jahre 1847 war die Trierer Gewerbeschule mit einer höheren Bürgerschule vereinigt worden, hielt also nicht mehr ihr ursprüngliches Bildungsangebot bereit. Diese Lücke nutzten die Saarbrücker Schulpolitiker aus.

Der Ausrüstungsstand der Saarindustrie hatte sich inzwischen erheblich verbessert. Statt der früher üblichen Stollen wurden nun Tiefbauschächte mit maschineller Seilfahrt und Wasserhaltung gebaut, in der Hüttentechnik hatte der

Steinkohlenkoks die Holzkohle und der Hochofen den Puddelofen ersetzt, die Walz- und Hammerwerke wurden nicht mehr durch Wasserräder, sondern durch Dampfmaschinen angetrieben. Mit der Eröffnung der Eisenbahnstrecke Bexbach — Forbach hatte das Saarrevier Anschluß an den ersten großen Schienenweg zwischen West- und Mitteleuropa gefunden.

Inzwischen war auch das Gewerbeschulwesen in Preußen durch eine Verordnung vom 5. Juni 1850 reorganisiert, in Krefeld und Koblenz neue Provinzialgewerbeschulen gegründet worden.

Ganz im Gegensatz zu dem Antrag auf Umwandlung des Ludwigsgymnasiums befürwortete nun die Bezirksregierung das Gesuch zur Errichtung einer königlichen Provinzialgewerbeschule in Saarbrücken unter Fortbestehen des Gymnasiums. Sie erkannte die Stadtratsbeschlüsse „als in den hiesigen socialen und gewerblichen Verhältnissen vollkommen begründet“ an und forderte gleich schon Vorlagen über die räumliche Unterbringung und die Finanzierung der neuen Schule an. Alles ging nun sehr schnell. Schon am 29. März 1856 stimmte der Minister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, dem die Gewerbeschulen unterstanden, der Errichtung zu und ersuchte, alle erforderlichen Maßnahmen zu treffen, damit der Lehrbetrieb am 1. Oktober aufgenommen werden könne! Da eine Schule zur Vorbereitung der jungen Menschen zwischen Volksschule und Gewerbeschule in Saarbrücken und St. Johann nicht bestand, wurde auch die Angliederung einer Vorbereitungs-klasse gebilligt.

Für die beiden Saarstädte war innerhalb kurzer Zeit eine Fülle von Aufgaben zu bewältigen: die Bildung eines Kuratoriums als Leitungsorgan der neuen Schule, die Sicherung der Finanzierung, die Beschaffung von Räumen, die Gewinnung von Lehrkräften, die Werbung von Schülern. Bei den Verhandlungen mit den Lehrkräften ergab sich eine kleine zeitliche Verschiebung, so daß der Schulbetrieb erst am 20. Oktober 1856 beginnen konnte. Die Eröffnung erfolgte, wie ein Chronist mit einem Unterton des Bedauerns bemerkt, in provisorischen Räumen, ohne Festreden, Festgedichte und auch ohne Festessen. Grund genug, im 125. Jubiläumsjahr all dies tüchtig nachzuholen!

Die gedruckten Statuten der neuen Schule beschrieben ihre Zielsetzung wie folgt:

„Die Provinzialgewerbeschule gewährt den für das gewerbliche Leben erforderlichen wissenschaftlichen Unterricht und bezweckt

- 1) die theoretische Ausbildung der verschiedenen Handwerker, als Maurer und Zimmermeister, Brunnenmacher, Mühlenbauer, Gerber, Bierbrauer, Destillateure, Färber etc. sowie die der Werkführer von Fabriken, Grubenanlagen, Hütten und technischen Etablissements aller Art,
- 2) bildet sie die Vorschule für den Besuch einer höheren technischen Bildungsanstalt wie der politechnischen Schulen, insbesondere des Königlichen Gewerbeinstituts in Berlin, und für solche junge Leute, welche, ohne sich der eigentlichen Technik widmen zu wollen, doch einen Überblick über die dieser zu Grunde liegenden Wissenschaften zu erhalten beabsichtigen.

Der Unterricht erstreckt sich in allen Klassen auf reine Mathematik, Naturlehre, Freihand- und Linearzeichnen, in der oberen Klasse außerdem Mechanik

und Maschinenlehre, mechanische und chemische Technologie, Baukonstruktionslehre und Modellieren.

Die Beschäftigung mit der französischen und englischen Sprache, in dem Lehrplan nicht begriffen, bleibt dem Schüler überlassen.

Der Unterricht in der deutschen Sprache ist fakultativ und wird in zwei besonderen Klassen erteilt, in die die Schüler unabhängig von der Stelle, die sie in den eigentlichen Gewerbeschulklassen einnehmen, je nach ihren Sprachkenntnissen eintreten.“

Zum Direktor der neuen Schule wurde Dr. Ferdinand Bothe berufen. Er war von Hause aus Naturwissenschaftler, hatte nach Abschluß des Studiums als Assistent am Laboratorium der Universität Leipzig, dann in dem renomierten Privatlabor von Eilhard Mitscherlich und Gustav Magnus in Berlin gearbeitet, anschließend am Königlichen Gewerbeinstitut als Repetent unterrichtet und schließlich seit 1852 die Bochumer Gewerbeschule geleitet.

Die Hoffnungen und Erwartungen, die man in Saarbrücken und St. Johann in die neue Schule setzte, wurden nicht enttäuscht. Schon für das erste Schuljahr 1856/57 meldeten sich 51 Schüler. Die Streuung ihrer Wohnorte zeigt, daß wirklich das Saarrevier, nicht nur die beiden Städte, auf eine solche naturwissenschaftlich-technische Bildungsstätte gewartet hatten.

Von den ersten 51 Schülern kamen

- aus der Stadt Saarbrücken 17,
- aus der Stadt St. Johann 9,
- aus dem übrigen Kreis Saarbrücken 9,
- aus dem Kreis Ottweiler 7,
- aus dem Kreis St. Wendel 2,
- aus dem Kreis Saarlouis 1,
- aus St. Ingbert 1.

Bei vieren lag der Wohnort der Eltern außerhalb des Saarreviers.

Vom Gründungsjahr bis zur Gegenwart hat die Schule einen weiten Weg zurückgelegt. Unter mancherlei Verwicklungen hat sie gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Umgestaltung zur Oberrealschule erfahren.

Ich will hier nicht versuchen, nun noch 125 Jahre Schulgeschichte des Otto-Hahn-Gymnasiums im Zeitraffer vor Ihnen ablaufen zu lassen. Als Historiker, der im Geschehen der Vergangenheit Parallelen oder Nutzenwendungen für die Gegenwart sucht, erscheint mir wichtig, daß bei den Auseinandersetzungen um die bestmögliche Schulform für die Bevölkerung des Saarreviers eine pluralistische Lösung gelang. Das Weiterbestehen des Ludwigsgymnasiums sicherte ein fortdauerndes Angebot neuhumanistischer Bildung, die Errichtung der Provinzialgewerbeschule bot als Alternative eine mehr naturwissenschaftlich-technische Ausbildung. Beide Bildungswege laufen seitdem nebeneinander, haben inzwischen noch neue, weitere parallele Bahnen oder Abzweigungen ausgebildet. Das Jahr 1856 ist somit nicht nur das Geburtsjahr des heutigen Otto-Hahn-Gymnasiums, sondern auch das Jahr, in dem an der Saar die Auffächerung des Bildungsangebotes begann, eines Bildungsangebotes, das inzwischen

eine beachtliche Breite und Vielfalt erreicht hat. Insofern ist 1856, das Gründungsjahr des Otto-Hahn-Gymnasiums, auch ein Eckdatum in der saarländischen Schul- und Bildungsgeschichte, ein lokales Jubiläum gewinnt damit seine regionale Dimension. Auch das sollte man in diesen Tagen und Wochen feiern!

Benutzte und weiterführende Literatur:

Albert Ruppertsberg, Geschichte des Ludwigsgymnasiums 1604—1904, Saarbrücken 1904, Neudruck 1979;

Krüger, Geschichte der Gewerbeschule in Saarbrücken, 1. Teil, Saarbrücken 1886;

Max Braun, Geschichte der Königlichen Oberrealschule zu St. Johann — Saarbrücken anlässlich des 50jährigen Bestehens der Anstalt, Beilage zum Jahresbericht 1906—1907;

H. Maron, Materialien zur Beurteilung wichtiger städtischer Fragen in St. Johann und Saarbrücken, I. Gründung einer neuen Schule, St. Johann 1872;

Joseph Hansen, Die Rheinprovinz 1815—1915. Hundert Jahre preußischer Herrschaft am Rhein, 2. Bd., Bonn 1917, darin folgende Beiträge: Joseph Buschmann, Das höhere Schulwesen S. 26—56, E. von Czihak, Das gewerbliche Unterrichtswesen S. 57—102;

Hugo-Hermann Pilger, Das Ausbildungswesen im preußisch-fiskalischen Steinkohlenbergbau an der Saar, phil. Diss. Saarbrücken 1965.

Fritz Peter Seitz

DER ZAUBERLEHRLING  
ODER  
DER SPRACHE KNAPPE GESTE

Versuch über J. W. v. Goethes Ballade

Ein Essay



Mit dem Etwas das Weitere: Die Symbolik des Irrealen deutet Reales, das Unausgesprochene eint, der Sinn greift über, und Werte sind zeitlos besessen von Idee und zeitgemäßem Inhalt.

*Hat der alte Hexenmeister  
Sich doch einmal wegbegeben!  
Und nun sollen seine Geister  
Auch nach meinem Willen leben.*

In der Freude fastet der Spott, und im Spott fastet die Freude. Der Entschluß zur Tat setzt auf die Stelle der Unbekannten in einer anmaßenden Gleichung, und die erstrebte Macht, begnadet von der Wissenschaft, gelangt durch den Erfolg der Fähigkeit zum Bann der Ausführung. Das geistige Imperium verdrängt die Grenzen aus dem All. Ihr Gott gerät von Mal zu Mal ins Reservat der Weltanschauung. Im Engbegrenzten keimt bereits das Grenzenlose.

*Seine Wort und Werke  
Merkt ich und den Brauch,  
Und mit Geistesstärke  
Tu ich Wunder auch.*

Die Begründung des Glaubens per ratio ist der versuchte Aufsprung zur Gleichheit, historisch bestätigt im Geschenk der Freiheit zur Macht.

*Walle! Walle  
Manche Strecke  
Daß zum Zwecke  
Wasser fließe  
Und mit reichem, vollem Schwall  
Zu dem Bade sich ergieße.*

Der Gedanke ruft die Tat an im Ritual des Countdowns naturgewußter Formeln. Mit belehrtem Gesicht entlädt die atemlose Kühnheit schwerwiegend den Befehl. Theorie und Praxis agieren religiösen Wandel jenseits von Gut und Böse. Bemächtigung täuscht die Beherrschung vor, und Beherrschung trägt geistige Autarkie in der Ausschließlichkeit, auf sich zu bauen.

*Und nun komm, du alter Besen,  
Nimm die schlechten Lumpenhüllen!  
Bist schon lange Knecht gewesen:  
Nun erfülle meinen Willen!*

Die Absicht ruft, bereitzuhalten, Grenzübertritte geistern noch zur Verwirklichung am Gängelband, und ein Feuerteufel schmuggelt Bomben unter.

*Auf zwei Beinen stehe,  
Oben sei ein Kopf,  
Eile nun und gehe  
Mit dem Wassertopf!*

Berauscht am Pilz konkreter Macht, gegeben und errungen, angewandt in epochaler Zündung

*Walle! Walle  
Manche Strecke,  
Daß zum Zwecke  
Wasser fließe  
Und mit reichem, vollem Schwalle  
Zu dem Bade sich ergieße.*

ist das Verschwiegene ausgesprochen.

Welch Gewicht greift tief in Folgen! Vermögen wirkt zum offenen Tor herein. Erkenntnis auf Papier ruht belauscht in der Gewißheit des Gewohnten: Metamorphose der Kausalität. Das Neue schreckt doch unerwartet. Skepsis steht bei Fuß vor immanenter Allmacht. Ein Wagnis legt sich an.

*Seht, er läuft zum Ufer nieder;  
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,  
Und mit Blitzschnelle wieder  
Ist er hier mit raschem Gusse.*

Folgt die Natur der Formel oder Formel der Natur? Die Formulierung ist der Selbstbetrug. Überheblichkeit aufrechtzuerhalten. Die Folge auf den Ruf ist Garantie für das Gelingen, abgeschaut und recht, Erfolg des Technischen: die Freude in Nevada, Materie handgehabt.

*Schon zum zweiten Male!  
Wie das Becken schwillt!  
Wie sich jede Schale  
Voll mit Wasser füllt!*

Das Schöne ist unheimlich, – Unheimliches auch schön? Die Wut des Infernalisches entfesselt kraft des Elementaren. Begeisterung entringt sich aus bestandener Berufung. Ungeheure Menschlichkeit brennt sich durch die Atmosphäre, das eingefangene Licht affektgehascht: Chemie total. Das Wohin entzieht sich der Kontrolle, und Schönes wird allzu unheimlich, um noch schön zu sein. Verantwortung wird zum Versicherungsfall, einzeln, allein, fernab, ungeahnt, entfaltet im Appell zum undurchsichtigen Steldichein. Das Beschworene geht zu nah, um im Wald aus blindem Hunger zu verhalten. Im Ausguck droht das Bleichgesicht erwirkter Hemmungslosigkeit, ermahnt zu eingehaltener Freigebung.

*Stehe! stehe!  
Denn wir haben  
Deiner Gaben  
Vollgemessen! –*

Top secret und das Mögliche zurück, dem Verrat ein wirkungsloser Nachruf: verpufft im Anonymen. Dem Bann die neue Formel, dem verhaßten Feind vergolten, vergiffen im Verdorbenen. Unbeugsam wirft sich die Sturmflut steil ans Land. Ausgebrannt rollt sie zurück, woher sie kam.

*Ach, ich merk es! Wehe! wehe!  
Hab ich doch das Wort vergessen!*

Das Entsetzen kriecht ergraut zum Knäuel Furcht im breitgemachten Grinsen des gerufenen Phantoms, verurteilt per Ratlosigkeit. Der hektische Kontrapunkt zur verwirkten Macht ergeht sich im makabren Selbst. Entschwebte Explosionswolken beweihräuchern die Angst. Spione sind versteckt im Orbit. Das All kreist ein und drückt die Freiheit in den Ursprung.

*Ach das Wort, worauf am Ende  
Er das wird, was er gewesen.*

Im Besinnen auf die Sinnlosigkeit maßlosen Flutens geht als Fortsetzung des Scheiterns das Finden unter: gewußtes Nichtwissen um die Lösung des Problems als ungewollte Selbstvernichtung. Das Gesetz erfährt die Grenzen, und Grenzen sind gesetzt. Die Engstirnigkeit läßt sich auf Flehen des kleinlich Unterlegenen ein vor wildgewordener Seelenlosigkeit.

*Ach, er läuft und bringt behende!  
Wärs du doch der alte Besen!*

Wo Flehen nutzlos bleibt, weicht es dem Klagen des Gequälten.

*Immer neue Güsse  
Bringt er schnell herein,  
Ach! und hundert Flüsse  
Stürzen auf mich ein.*

Wenn sich falsche Ängste stauen und drohen, zu verwirklichen, bleibt Wirkung auch nicht lange aus. Das volle Maß erbricht sich und prophezeit im Krebsgang als kriegerisches Rollkommando die Nichtigkeit der Ursache.

*Nein, nicht länger  
Kann ich's lassen:  
Will ihn fassen.*

Und wenn das Wasser zum Halse steht, räumt die Verzweiflung keinen Gewinn ein. Der Ausblick quillt aus Rettungslosigkeit und drängt sich wirrem Suchen auf. Verfaßt, umfaßt und aufgefaßt: der Einsatz bleibt verhalten im Risiko des Selbstverlustes. Als Angebot, die eigene Waffe der Kette anzulegen, spielt das Prestige va banque. Der Verzicht auf die Verwendung verhindert nicht die Kreation. Drohung überlebt latent und schwelt als täglicher Kumpan.

*Das ist Tücke!  
Ach! nun wird mir immer bänger!  
Welche Miene! welche Blicke!*

Innerer Friede ist mit Grund zernagt. Das Kollektiv beängstigt sich vor sich und seinem bündnisfeilen Egoismus, der dort hinbringt, was man dort nicht will und doch dort braucht. Das Mehr-und-mehr greift um sich. An der gekreisten Zündschnur facht sich der Feuerfresser stur zurück, und die verkohlte Spur der Jahre wird weise und thront selbstgefällig.

*O du Ausgeburt der Hölle!  
Soll das ganze Haus ersaufen?  
Seh ich über jede Schwelle  
Doch schon Wasserströme laufen.*

Die Vernichtung wird frei Haus geliefert. Verweigerung bleibt planlos, Verlorenheit ist evident. Per Stachel unerträglich wohlgenährt, treibt der Wille aus zum Trotz im stolzen Zugeständnis mit einem Etikett aus Fluch. Die Schreckgebärde mit Erinnerung macht Wehmut tragikomisch. Von wessen Gnaden ist man hier am lächerlichen Werk. Das bezweckte Mittel bedrängt den Mittelpunkt des Handelns, das Gefügte macht sich ungefügt.

*Ein verruchter Besen,  
Der nicht hören will!  
Stock, der du gewesen,  
Steh doch wieder still!*

Bewahr das fahl gewordene Gesicht und spotte auf das Unausweichliche! Wenn man stets wüßte, wem man flucht. Schneide der Natur den Rückweg ab, vermauere die gegnerische Einsicht! Zum Wettlauf passen immer zwei. Der letzte Anruf bleibt meist unbeantwortet. Die Anstiftung des Zirkels ist bitterer Kaufpreis für die Freiheit. Beschwör die kalte Wut am Nutzlosen als Rücktritt der Vernunft, veräußere die Not! Der Eingriff in den Eingriff sät Gewalt.

*Willst's am Ende  
Gar nicht lassen?  
Will dich fassen,  
Will dich halten  
Und das alte Holz behende  
Mit dem scharfen Beile spalten.*

Der Entschluß klärt das Objekt. Bekümmert drängt die Zeit. Das Nützliche ist kostbar, kommt es nur gelegen.

*Seht, da kommt er schleppend wieder!*

Plage ist Potenz des Tuns.

*Wie ich mich nur auf dich werfe,  
Gleich, o Kobold, liegst du nieder.  
Krachend trifft die glatte Schärfe.*

Die Begegnung mit dem Unliebsamen führt auf einen Umweg. Die Ernte des Gesäten ist die Saat. Im Ende ruht der Anfang, und Ruhe hofft noch, weil Hoffnung auch beruhigt.

*Wahrlich! brav getroffen!  
Seht, er ist entzwei!  
Und nun kann ich hoffen,  
Und ich atme frei!*

Erfüllung spannt auf die Folter. Schafft selbst Zerstörung ein Vertrauen. Ein offener Ausgang: präventive Überraschung.

*Wehe! wehe!  
Beide Teile  
Stehn in Eile  
Schon als Knechte  
Völlig fertig in die Höhe!*

Das Mißlingen fraglicher Selbstherrlichkeit zündet den Vulkan im Schlußinferno, und das Verderbte stützt sich auf das Verderbliche. Zertrümmern läßt in Freiheit: das gegenseitige Zerreißen. Die Schuld schleppt die Vergeltung mit. Gewalttat funktioniert per Exponent.

*Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!*

Die nackte Unterwerfung lost total um Existenz. Das Erlittene brödeln noch allein. Die Niederlage scheut die Hinwendung. Der Hilferuf verleugnet sich als Eingeständnis. Lichtscheu prostituiert sich hellicht, was nur Dunkel bringt.

*Und sie laufen! Naß und nässer  
Wird's im Saal und auf den Stufen.  
Welch entsetzliches Gewässer!*

Ermattet nach dem Tanz ein Knöchelbad in Blut für die Übrigbleibenden. Das Bekenntnis ordnet sich und anderes dem Übergeordneten unter.

*Herr und Meister! hör' mich rufen! –*

Bestimmung greift sich Platz: humanes Sein. Das Heilende hüllt und traut sich im Namen der Hilfe: Händereichen aus den Trümmern, gereihtes Aufatmen, belastete Erleichterung.

*Ach, da kommt der Meister!*

Verbissenheit entspannt sich, Geständnis wird Gewinn.

*Herr, die Not ist groß!  
Die ich rief, die Geister,  
Werd ich nun nicht los.*

Anerkennung wirkt das Einzige aus gelernter Lehre. Schadloß bleibt der Eingriff nur im harmonischen Gefüge. Mit knapper Geste deutet Sprache den Frieden aus der Überlegenheit.

*„In die Ecke,  
Besen! Besen!  
Seid's gewesen!  
Denn als Geister  
Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,  
Erst hervor der alte Meister.“*

Einerseits und andererseits trifft die Entscheidung den bezweckten Segen als Trost der Unvollkommenheit zur Erfüllung ausgehöhlten Mißtrauens aus der verseuchten Menschlichkeit. Frevel ist sich selbst sein gar nicht guter Geist und kommt dem Nacken nicht mehr los. Das Gespaltene zu vereinen sühnt den Mißbrauch der Natur. Gesetz wird nur organisch Ordnung, und Willkür zerstört Freiheit. Verfügt sich Dienen in das Sein und findet noch den Ausgangspunkt der eigenen Existenz, dann bleibt Bewahrtes wert und Gutes wohl bewahrt. Sich selbst zu überlassen ist noch nicht unberührt. Wie aus zurückgehaltener Scheu – solange so, solange wie – maßt sich das Kleingeköpfte an, die Tugend des Ursprünglichen disharmonisch zu zerfasern und sieht sich nicht als Teil. Das neue Wissen aller Zeiten: stets aktuell und doch nur hilfreich aus der beruhigten Hand beschirmt, benutzt, erbracht. Die mögliche Verknüpfung des Freien mit dem Blinden, der umschwärmte Durst, bringt eine Lossagung ans Licht. Die Gefahr bricht durch zum Bösen. Das Eine wird getrennt, das Ganze ist geteilt und Gleichgewicht gestört. Bildhaftig abgefallen, die Strafe schon im Schlepptau, durch Überwältigung des Eigenen ist der Wille unrecht und auch das Tun nicht recht. Macht Erde untertan, doch meisterlich! Im unbelehrten Selbstgespräch steht das Ende eines Dialogs bevor, dessen Kürze das Verheerte annulliert. Der visionäre Monolog ist der Dekor zu dem maskierten Optimismus. In der Ironie aus Lächeln ist Wirklichkeit so grau und grausam wirklich. Wirklich? Die Zeit will nicht verkannt sein. Der gute Ruf unserer Geschichte steht auf dem schlechten Spiel. Der Liebe aufgelauert verkehrt das Chaos das Errungene und handelt sich in barer Furcht den Faustkeil furchtbar ein . . .

Rudolf Saam

GOETHES RITT NACH SAARBRÜCKEN

Anlaß — Verlauf — Wirkungen



Um sein Jurastudium zu beenden, trifft Goethe am 4. April 1770 in Straßburg ein, wo er zunächst im Gasthaus „Zum Geist“ in einem Gäßchen (heute Ruelle de l'esprit) beim Thomas-Staden absteigt, bis er beim Kürschner Schlag, einem gebürtigen Frankfurter, am Alten Fischmarkt – später Nr. 36 – ein dauerhaftes Quartier bezieht. Am 18. April trägt er sich in die Generalregister der Universität ein: „Johannes Wolfgang Goethe, Moeno-Francofurtensis, logiere bei Hr. Schlag, auf dem Fischmarkt“.

Abb. 1-8

Einzelheiten der Straßburger Zeit veröffentlicht Goethe in den Jahren 1812 und 1814 in den Kapiteln 9–11 seiner Autobiographie „Aus meinem Leben – Dichtung und Wahrheit“. Da Goethes Bericht selbst wenig genaue Zeitangaben aufweist, ist es begrifflich, daß anfangs einzelne Ereignisse, so auch der Ritt nach Saarbrücken, unterschiedlich datiert worden sind. Zunächst wurde der Aufenthalt in Saarbrücken in das Jahr 1771 verlegt <sup>1)</sup>, denn das erste Zusammentreffen mit Herder in Straßburg, das im September 1770 stattfand, steht in „Dichtung und Wahrheit“ vor der Saarbrücker Reise; und über das Ende eines Aufenthaltes in der Saargegend schreibt Goethe, daß in der heiteren Sommernacht auf der Terrasse des Neunkirchener Jagdschlosses das Bild eines holden Wesens in ihm erwachte, das vor den bunten Gestalten dieser Reisetage in den Hintergrund gewichen sei. Wegen des, nach „Dichtung und Wahrheit“, am Ende dieser Reise erwähnten Aufenthaltes in Sesenheim <sup>2)</sup>, mußte man diese Vision auf Friederike Brion beziehen, die Goethe erst Mitte Oktober 1770 kennengelernt hat.

Nach Erich Schmidts ersten Zweifeln an dieser Datierung hat aber der Straßburger Goetheforscher Johann Froitzheim vor rund 100 Jahren nachgewiesen, daß Goethes Ritt an die Saar nur im Jahre 1770 stattgefunden haben kann. <sup>3)</sup>

Die Veranlassung zu diesem ungewöhnlichen größeren Ausflug ist nicht von Goethe, sondern von dem Straßburger Kommilitonen Johann Conrad Engelbach ausgegangen; dieser, aus Westhofen/Westhoffen, zwischen Wasselnheim/Wasselonne und Molsheim, gebürtig, war schon „Consiliarius Serenissimi Principis Saraeopontani“, ehe er im Mai 1770 nach Straßburg kam und sich immatrikulieren ließ, um die juristischen Prüfungen abzulegen. Mitte Juni 1770 hat Engelbach die „Disputatio pro licentia“ an der Straßburger Fakultät absolviert, am 19. Juni waren alle Formalitäten beendet.

Um seine Tätigkeit in saarbrückischen Diensten so schnell wie möglich wieder aufzunehmen, plante der Neugraduierte den baldigen Aufbruch von Straßburg und hat offenbar seine beiden Freunde Goethe und Friedrich Leopold Weyland eingeladen mitzukommen; Weyland, der Verwandte in Saarbrücken hatte, und Goethe, der möglicherweise von seinen Eltern oder von Engelbach erfahren hatte, daß die Frau des Saarbrücker Regierungspräsidenten, Hieronymus Maximilian von Günderode, <sup>4</sup> Susanne Elisabeth Maria geb. von Stalburg aus seiner Vaterstadt Frankfurt am Main stammte und daß deren Bruder Johann Karl von Stalburg <sup>5)</sup> als Regierungsrat in Saarbrücken bedienstet war, begleiten jedenfalls Johann Conrad Engelbach.

Am 23. Juni 1770, einem Samstag, reiten die 3 Freunde von Straßburg nach Zabern/Saverne. Von dort geht es am 24. Juni, sonntags „früh am Morgen“ zur Zaberner Steige, dann nach Pfalzburg hinein, wieder die Zaberner Steige hinab und über St. Johann/St. Jean-lès-Saverne nach Buchweiler/Bouxwiller, wo Weyland herstammte und wo seine Mutter Maria Salome Weyland geb. Schulmeister wohnte. Sie hatte am 31. Oktober 1743 den „hochfürstlichen

Konsistorialsekretär“ Johann Carl Weyland geheiratet. Aus dieser Ehe stammte Elisabeth Katharina Weyland, geboren am 10. Dezember 1744.

Nachdem Johann Carl Weyland, vermutlich 1748, gestorben war, heiratete die Witwe am 9. Februar 1749 in Bischofsheim den Bruder ihres verstorbenen ersten Mannes, den Leibarzt Georg Leopold Weyland, geboren am 6. September 1715. Als er am 11. November 1766 in Buchweiler „an einem Brustfieber“ stirbt, hinterläßt er seiner Witwe „3 Söhne und 3 Töchter, alle minderjährig“; unter diesen Friedrich Leopold Weyland, geboren am 29. August 1750 und konfirmiert 1765 in Buchweiler. Seine ältere Halbschweseter Elisabeth Katharina heiratet am 20. Juli 1762 in Sesenheim den „ledigen saarbrückischen Oberamtsassessor zu Harskirchen Christian Gottlieb Schöll“, der 1734 oder Anfang 1735 geboren wurde und aus einer Straßburger Familie stammte. Christian Gottlieb Schöll ist demnach seit 1762, wahrscheinlich, weil Oberamtsassessor, schon vorher in Diensten des Fürsten von Saarbrücken Wilhelm Heinrich. In Harskirchen wird dem jungen Ehepaar am 8. Mai 1766 ein Sohn geboren, der bei der Taufe die Namen Maximilian, Samson Friedrich erhält; Taufpaten waren der Saarbrücker Regierungspräsident Hieronymus Maximilian v. Günderode und der Regierungsrat Samson von Rahtsamhausen zu Ehrenweyer in Buchweiler. Über diesen Friedrich (Rufname) Maximilian Samson Schöll, seine Familie und seinen Lebensweg heißt es in dem 1821 erschienenen Band „Zeitgenossen“ – Neue Reihe, 1. Band, Heft II, Seite 5 ff:

„Maximilian Samson Friedrich Schöll, geboren am 8. 5. 1766 in einem nasau-saarbrückischen Dorf, wo sein aus Straßburg gebürtiger Vater damals Justiz-Amtmann war. Dieser ward zu derselben Zeit nach der Hauptstadt des Fürstentums als Mitglied der dortigen Regierung berufen und starb daselbst im Jahre 1773, nachdem es ihm geglückt war, in der Hungerperiode von 1770–72 die Einwohner des kleinen Landes durch kluge, vorsichtige Maßnahmen vor dem drückendsten Mangel zu beschützen.

Schöll hatte noch nicht das 7. Jahr zurückgelegt; aber ungeachtet dieses zarten Alters hatte dieser Todesfall einen bleibenden Eindruck auf seinen Charakter. Im Augenblicke der Gefahr hatte man ihn aus dem väterlichen Hause entfernt unter dem Vorwand, ihn mit anderen Kindern spielen zu lassen. Mit der Unbefangenheit dieses Altes hatte er sich dem Vergnügen überlassen, als bei hereinbrechender Nacht jemand kam, ihn nach seiner Wohnung zu führen. Da er sich näherte, fand er die Straße und einen Teil des daranstoßenden Schloßplatzes mit Menschen aller Klassen angefüllt, welche laut den Tod des Gerechten, des Menschenfreundes, des Vaters der Bürger beweinten. Diese Töne des Jammers trafen sein Herz. Mit einem über seine Jahre sich erhebenden Gefühl erkannte er plötzlich, welch ein Verlust ihn getroffen habe; aber zugleich dünkte es ihn eine Seligkeit, solch eine Parentation verdient zu haben.

Die 27jährige Witwe verließ Saarbrücken mit ihren Kindern und zog in das hanau-lichtenbergische Städtchen Buchweiler im unteren Elsaß, wo ihre Mutter und Familie lebten. Das dortige Gymnasium stand in einem großen Ruf . . . Seine Mutter erzog ihre Kinder mit der größten Sorgfalt, besonders war der einzige Sohn der Gegenstand ihrer ganzen Zärtlichkeit . . . In seinem 15. Jahr besuchte er die Universität Straßburg, wo er in dem Hause seines väterlichen Oheims, eines sehr geschätzten Publizisten und Syndikus der Reichsritterschaft, aufgenommen wurde. Er studierte klassische Literatur . . .“)

Ende 1767 wird Christian Gottlieb Schöll von Harskirchen nach Saarbrücken berufen; am 20. Januar 1768 erfolgt die 7)

„Instruktion für den zum Amtmann beim Oberamtsdepartement jenseits Saar dahier bestellten bisherigen Harskircher Oberamtsassessoren Christian Gottlieb Schoell:

Von Gottes Gnaden, Wir Wilhelm Heinrich, Fürst zu Nassau p.p. urkunden hiermit, daß wir den bisherigen Oberamtsassessoren beim Oberamt Harskirchen Christian Gottlieb Schöll zum Amtmann bei dem dasigen Oberamtsdepartement jenseits Saar Gnädigst renumiert haben und ihn in Kraft dieses dergestalt und wirklich dazu bestellen, daß

- 1) er uns fernerhin treu p.p.
- 2) wohingegen wir für ihm vom 1.ten dieses anzurechnen gnädigst ausgesetzt haben:

An Geldern in fixo überhaupt: 700 Gulden aus der hiesigen Renthey (einschließlich Hauszinsen, Pferdefourage und Fuhrlohn; er muß sich ein Reitpferd halten)

12 Klafter Holz und 60 Zentner Steinkohlen.

An Diäten bei Verschickungen in- und außerhalb des Landes täglich 2 Gulden.“

In Saarbrücken werden dem Ehepaar Schöll die folgenden Kinder geboren: 8)

Christoph Carl Philipp, geb. 30. 5. 1768 (Auch wenn eine Todeseintragung im Saarbrücker Begräbnisregister nicht vorhanden ist, muß er als Kind gestorben sein, denn in dem zitierten Bericht aus „Zeitgenossen“ wird der ältere Bruder als der „einzige Sohn“ bezeichnet, der Gegenstand der ganzen Zärtlichkeit der Mutter gewesen sei.

Henrietta Caroline, geb. 1. 8. 1770, also kurz vor Goethes Aufenthalt in Saarbrücken; Taufpaten waren Regierungssekretär P. J. F. Rollé und Frau Regierungsrat Gerlach.

Diese Tochter starb am 22. 7. 1777 in Buchweiler, der Tod wurde durch den „Bruder der Mutter“ angezeigt, was auf eine Abwesenheit oder eine schwere Erkrankung der Mutter schließen läßt.

Sophie Elisabetha Johanna, geb. 18. 3. 1772; zur Taufe enthält das Saarbrücker Kirchenbuch die folgenden Angaben:

„Den 20ten Martii Sophia Elisabetha Johanna Schöllin, Herrn Christian Gottlieb Schöll, fürstl. Regierungsrahts dahiro, und dessen Frau und Eheliebste Elisabetha Catharina, gebohrne Weylandin, den 18ten ejusdem ehelich gebohrnes Töchterlein. Gevattern waren Herr Johann Friedrich Rodenberger, Medicus Doctor und fürstl. Stadt und Landphysikus, Frau Sophia Salome, Herrn Hofrahts und Leibmedici D. Roth Eheliebste, und Frau Clara Elisabetha, Herrn Kammerrahts und Baudirectorii Stengel Eheliebste. Diese haben bei der Tauffhandlung gestanden. Abwesende sind nur zur Eintragung hieselbst vermerkt: Herr Theobald Friedrich Schöll J.U.L., des Fürsten zu Heitersheim Johanniter Meisters würcklicher Geheimer Raht, der Reichsritterschaft in Schwaben Syndicus und Comes Palatinus Caesareus. Item Frau Magdalena Salome ge. Schöllin, Herrn Johann Jakob Brion, Evangel. Pfarrers zu Sessenheim im Elsaß Eheliebste.“

Nach Alwin Zirkler 9) hat Christian Gottlieb Schöll mit seiner Familie in dem Barockgebäude an der Südseite des Schloßplatzes, – später die Nummer 6 –

gewohnt; dieses Gebäude ist im 2. Weltkrieg zerstört worden, in dem Neubau befindet sich heute eine Dienststelle des Stadtverbandes.

Am 3. März 1773 stirbt Christian Gottlieb Schöll in Saarbrücken und wird am 5. März 1773 begraben.

Die junge Witwe erbittet von Fürst Ludwig eine Gnadepension und die Erlaubnis, diese „außerhalb Landes bei ihrer Mutter zu Buchweiler verzehren zu dürfen“. <sup>10)</sup>

Darauf ergeht am 22. November 1773 folgender Beschluß des Fürsten: „Wir verwilligen hiermit gnädigst, daß der Supplicantin, in Betracht ihrer dürftigen Umstände, jährlich 100 Gulden rhein. aus daseiger General Cassa, 12 Malter Korn aus den St. Annualer Stiftsgefällen und 6 Klafter Brennholz, nach dem Reglement 2/3 Buchen und 1/3 Eichen von unserem Oberforstamt, alles vom 1. Aprilus hujus anni an zu rechnen, als ein Gnadengehalt verabreicht und solches von ihr zu Buchweiler im Elsaß gebetermaßen verzehret werden möge.“ Kurz nach Erlaß dieser resolutio Serenissimi scheint Elisabeth Katharina Schöll geb. Weyland von Saarbrücken nach Buchweiler gezogen zu sein.

Die Trauung der Elisabeth Katharina Weyland mit Christian Gottlieb Schöll in Sesenheim war wegen der verwandtschaftlichen Beziehungen des Bräutigams zur Sesenheimer Pfarrfamilie in der dortigen evangelischen Pfarrkirche erfolgt: Schölls ältere Schwester Magdalena Salomea (geb. 1724, gest. 1786 zu Sesenheim) hatte am 29. Mai 1743 den Pfarrer Johann Jakob Brion (geb. 11. 4. 1717 in Straßburg, gest. 14. 10. 1787 zu Sesenheim) geheiratet, der nach seiner Amtszeit in Bühl (von 1743 an) seit 1760 bis an sein Lebensende Pfarrer in Sesenheim war. In Niederrödern wurde Friederike, also ein Kusine Friedrich Leopold Weylands, 1751 oder 1752 geboren; das genaue Geburtsdatum ist wegen des Verlustes des infrage kommenden Kirchenbuches während der Französischen Revolution nicht feststellbar; einer ihrer Paten scheint aber der Bruder ihrer Mutter, der Saarbrücker Regierungsrat Christian Gottlieb Schöll gewesen zu sein.

Hier soll nun zuerst der Ablauf des Rittes an die Saar weiter verfolgt werden:

In Buchweiler können Engelbach, Weyland und Goethe nur die Nacht vom 24. zum 25. Juni 1770, Sonntag auf Montag, bei Weylands Mutter bzw. bei anderen Verwandten oder Bekannten verbracht haben. Am nächsten Tag ritten sie über Lützelstein, Bockenheim und Neusaar werden vermutlich nach Harskirchen, obwohl Goethe diesen Ort des nassau-saarbrückischen Anteils von Saarwerden nicht erwähnt. Wahrscheinlich haben die 3 Freunde in Harskirchen von Montag auf Dienstag, 25. zum 26. Juni, übernachtet und sind durch die „Hohnau“ am nächsten Tag über Saarlöben und von dort nach Saarbrücken geritten, wo sie nach Goethes Brief aus Saarbrücken vom 27. Juni <sup>11)</sup> jedenfalls am späten Dienstagabend, also am 26. Juni, eintrafen. Ob Engelbach in Harskirchen zurückblieb oder bis nach Saarbrücken mitgeritten ist, muß ebenso offen bleiben wie die Frage, ob Goethe 3 oder 4 Nächte in Saarbrücken verbracht hat, ob er also freitags morgens, am 29. Juni, oder erst samstags morgens zum Brennenden Berg und nach Neunkirchen aufgebrochen ist. Goethe schreibt: „Präsident von Gündert empfangt uns aufs verbindlichste und bewirtete uns 3 Tage, besser als wir erwarten durften.“

Wilhelm Feldmann schreibt: <sup>12)</sup> „Jedenfalls wohnte Weyland in Saarbrücken bei seinem Schwager Schöll, während Goethe beim Präsidenten von Gündert

Aufnahme fand, dessen Gattin Susanne Maria Elisabeth geb. von Stalburg er von Frankfurt her kannte“. Wie E. Reinhard nimmt A. Zirkler<sup>13)</sup> an, daß Goethe mit Weyland bei Schölls übernachtet habe und daß beide, die mit den neuesten Nachrichten aus Straßburg und Frankfurt gewiß interessante Gesprächspartner waren, von der Familie Günderode lediglich empfangen und bewirtet worden sind. Ohne neue, bisher unbekannte Archivquellen, die wenig wahrscheinlich sind, bleibt die Frage des Übernachtungsquartiers von Goethe in Saarbrücken offen.

Unbestritten kann angenommen werden, daß bei den Gesprächen im Kreis der Familie Schöll die Rede auf die Sesenheimer Verwandten gekommen ist, daß Goethes Bekanntschaft mit der Familie Brion damit eigentlich auf seinen Ritt nach Saarbrücken zurückzuführen ist.

Goethe erwähnt in seinem Bericht „die ganze Einrichtung des Schlosses, das Kostbare und Angenehme, das Reiche und Zierliche“ und spricht von „mancherlei Bekanntschaften“, so daß man annehmen sollte, daß er, wohl mit Günderode, das Schloß mindestens teilweise im Innern besichtigt hat und daß er in Saarbrücken zu interessanten Bekanntschaften gelangte, „um sich vielseitig zu unterrichten“.

Bei Goethes Interesse für Malerei und Bildende Kunst ist es denkbar, sogar wahrscheinlich, daß er den am 18. 3. 1728 in Hanau geborenen damaligen Saarbrücker Hofmaler Johann Jakob Samhamer kennengelernt hat. Dieser lebte seit 1759 in Saarbrücken und war vorher vermutlich zeitweise in Darmstadt Schüler des dortigen Hofmalers Johann Christian Fiedler gewesen. Samhamer war nachweisbar mit dem in Darmstadt geborenen Johann Kaspar Staudt (Goethe schreibt Stauf), dem Kohlenphilosoph am Brennenden Berg, befreundet, denn er wird 1759 Pate bei Johann Jakob Staudt. Es ist weiterhin möglich, daß Goethe den am 2. 8. 1757 in Ottweiler geborenen Johann Heinrich Schmidt hier in Saarbrücken zum ersten Mal als Schüler Samhamers gesehen hat; jedenfalls kommt dieser hochinteressante saarländische Künstler, über den leider immer noch wenig bekannt ist, 1774 zusammen mit Samhamer nach Darmstadt, wo er auf der 2. Fassung des Bildes „Lustlager von Großgerau“ (1782) Goethe, Merck und sich selbst am rechten unteren Bildrand darstellt. Nach dem Tod Samhamers am 18. 6. 1787 in Darmstadt geht Johann Heinrich Schmidt nach Italien und nimmt dort den Künstlernamen Fornaro an. Möglicherweise hat Goethe mit ihm Ende 1787 oder 1788 in Rom nochmals in Verbindung gestanden, auch wenn dies bisher nicht nachweisbar ist.<sup>14)</sup>

Über Dudweiler und den Brennenden Berg mit einem sicher anzunehmenden mehrstündigen Aufenthalt und an den Friedrichsthaler Glashütten vorbei“ gelangten Goethe und Weyland nach Neunkirchen, wo Goethe abends auf der Terrasse des verlassenen Schlosses sitzt, über den Tag reflektiert und die Natur auf sich wirken läßt. Man muß annehmen, daß beide Reisegegnossen in dem heute noch stehenden Haus Irrgartenstraße 16 übernachtet haben.

Mehrfach ist darauf hingewiesen worden, daß durch den Ritt in die Saargegend Goethes Interesse für den Bergbau, die Mineralogie und für technische Probleme entscheidend geweckt bzw. gefördert worden ist; Goethe erwähnt hierzu das Sensenwerk, eine Drahtzieherei, die Alaunhütten am Brennenden Berg, die Friedrichsthaler Glashütten und das Neunkirchener Eisenwerk, dessen Sausen und Brausen ihm fast die Ohren betäubte und die Sinne verwirrte; E. Reinhard schreibt als Resümee: „Die wenigen Tage in unserer Gegend vermittelten Goe-

the mannigfache Kenntnisse und Einsichten und den Einblick in das wirtschaftliche Leben und Treiben des kleinen nassau-saarbrückischen Fürstentums, das durch Wilhelm Heinrichs merkantilistische Politik zur Blüte entfaltet worden war.“ Diese hier gewonnenen Kenntnisse und Einsichten haben später Früchte getragen, als Goethe in Weimar Minister für das Bergbauwesen war.

Von Neunkirchen reiten Goethe und Weyland über Zweibrücken, Hornbach, Bitsch, Niederbronn und Reichshofen nach Niedermodern, wo Weyland, nach „Dichtung und Wahrheit“, „bei einer lächerlichen Steinkohlengrubenvisitation“ zurückbleibt, was aber als Vorwand Weylands aufgefaßt werden kann, der von Niedermodern aus wohl nochmals seine Mutter und Geschwister in dem nur 12 km entfernten Buchweiler besuchen wollte. Goethe reitet allein über Hagenau, nicht über Sesenheim, nach Straßburg zurück.

Die Liebesromanze zwischen Goethe und Friederike Brion dauerte von Oktober 1770 bis zu Goethes Abreise aus Straßburg Anfang August 1771. Richard Friedenthal schreibt in seiner Goethebiographie<sup>15)</sup> in dem Kapitel „Friederike“: „Sie soll ein Kind gehabt haben, das im Findelhaus untergebracht wurde“. <sup>16)</sup>

Fest steht, daß Friederike, vermutlich zum ersten und einzigen Mal zusammen mit ihrer Mutter und einer Schwester, wohl der jüngeren Schwester Sophie, im Juni 1772 „auf 14 Tage“ bei Onkel und Tante Christian Gottlieb Schöll und Elisabeth Katharina geb. Weyland in Saarbrücken war. <sup>17)</sup>

Aufgrund des Berichtes von Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ wurde in Saarbrücken vom Historischen Verein für die Saargegend an dem ehemaligen Günderoleschen Hause im 1. Obergeschoß zwischen den mittleren der 4 Fenster eine weiße Marmortafel, Höhe etwa 40 cm und Breite etwa 60 cm, angebracht, die in Goldbuchstaben die Inschrift trug: „Hier wohnte Goethe Juni 1770“. <sup>18)</sup> Wann diese Erinnerungstafel angebracht wurde, konnte bisher nicht ermittelt werden; Wilhelm Lichnock erwähnt sie in der 1895 erschienenen 1. Auflage seines „Führers durch die Städte St. Johann-Saarbrücken, Malstatt-Burbach, die Spicherer Schlachtfelder und die nähere Umgebung“. Da vor allem durch die Untersuchung J. Froitzheims „Zu Straßburg Sturm- und Drangperiode“, die 1888 veröffentlicht worden ist, nachgewiesen wurde, daß Goethes Aufenthalt in Saarbrücken nicht, wie vorher überwiegend angenommen, 1771, sondern 1770 stattgefunden hat, ist es wahrscheinlich, daß diese erste Goethe-Erinnerungstafel in Saarbrücken um 1890 angebracht worden ist.

Zu Beginn des Jahres 1897 müssen einige Häuser an der Brücken- und an der Alleestraße geräumt und im Frühjahr abgerissen werden, um den Bau der neuen elektrischen Straßenbahn über die Alte Brücke zu ermöglichen. Unter diesen Häusern ist das ehemalige Günderolesche, 1897 Domizil der Buchhandlung Klingebeitl.

Am 6. Mai 1897 berichtet die Saarbrücker Zeitung: „Mit dem weiteren Abbruch des ehemaligen Klingebeitl'schen Hauses ist nunmehr auch begonnen worden und wird derselbe in kurzer Zeit beendet sein. Hoffentlich entsteht auf dem alsdann freiwerdenden Platz auf der Südseite, nämlich an das Schlesing'sche Haus angelehnt, bald ein anderes schmuckes Gebäude, welches einen würdigen Abschluß nach dieser Seite hin darstellt. Der Leiner'sche Neubau schreitet rüstig fort und wird, gutes Wetter vorausgesetzt, bald unter Dach und

Fach sein. Erst dann wird man ein richtiges Bild von dem geplanten Ausbau der bisherigen Brückenstraße erhalten ...“

In der 2. Auflage seines im Jahre 1900 erschienenen Stadtführers schreibt W. Lichnock: „Um der elektrischen Bahn Platz zu machen, sind mehrere Häuser an der Brücken- und Alleestraße niedergelegt worden, unter diesen auch das Haus, an dem der Historische Verein seinerzeit die Inschrift hatte anbringen lassen: Hier wohnte Goethe Juni 1770.“

Als Straßburger Student hatte er sich 3 Tage in Saarbrücken bei dem Präsidenten von Günderode, der in diesem Hause wohnte, aufgehalten. Der Platz, auf dem früher Häuser standen, ist nun gärtnerisch angelegt und heißt Schloßfreiheit.“

Die weiße Marmortafel, die sich ehemals am Günderodeschen Haus befand, brachte man nach dem Abbruch des Hauses an der Schloßmauer an; da das Haus aber nicht mehr stand und einige Bürger sich deshalb an dem Ausdruck „wohnte“ störten, wurde die Inschrift geändert in: „Hier weilte Goethe Juni 1770“.

Im Zusammenhang mit diesen Diskussionen wünschten damals Literaturfreunde in Saarbrücken die Aufstellung eines Goethe-Standbildes in der kleinen Anlage am Fuße der Schloßmauer.

Die Wiederkehr des 100. Todestages von Goethe am 22. März 1932 <sup>19)</sup> führt dann in Saarbrücken zu Überlegungen, wie die Goethe-Anlage würdiger gestaltet werden könnte. Gymnasialprofessor Dr. Wilhelm Feyerabend, Deutschlehrer am Ludwigsgymnasium, ist einer der Hauptinitiatoren: Man bildet einen „Denkmal-Ausschuß“, der sich mit der Errichtung und Finanzierung eines Gedenksteines zur Erinnerung an Goethes Aufenthalt in Saarbrücken befaßt. Bei den Honoratioren der Stadt und des Landes werden Spenden erbeten; Professor Claus wird um einen künstlerischen Entwurf gebeten, in architektonischer Hinsicht, was die Gesamtanlage anbetrifft, soll er von dem Stadtbaurat Kruspe beraten werden. Die Ausführung des Entwurfes in einem rosafarbenen Voltziensandstein wird dem Bildhauer Schneider übertragen.

Der gelieferte Stein war insgesamt 3,70 m hoch, doch wird der untere Teil in den Boden eingelassen. Die Breite des Steines betrug 1,05 m, die Dicke 47 cm. <sup>20)</sup>

Ursprünglich war die Einweihung für den 24. Juli 1932 vorgesehen, doch kann der Termin nicht eingehalten werden. Durch Anzeigen in der SAARBRÜCKER ZEITUNG, der LANDESZEITUNG, der VOLKSSTIMME, des ARBEITERBLATTES und der ABENDZEITUNG „laden Herr Dr. Neikes und Goethe“ zur Einweihung des neuen Gedenksteines am Sonntag, dem 2. Oktober 1932, vormittags 11.30 Uhr ein.

Bei unfreundlichem Wetter hat die Einweihungsfeier den folgenden Ablauf: <sup>21)</sup>

1. Lied „Heraus, mein Kind“, gesungen von der St. Johanner Liedertafel unter der Leitung von R. Schäfer
2. Weihespruch, gedichtet und gesprochen von Wilh. Feyerabend

*So sprich nun hier an dieser Stelle,  
wo gastlich Dich ein Haus empfing,  
ein Wort aus Deines Geistes Helle  
und schließ uns ein in Deinen Ring!*

*Vorüber walle Well' um Welle  
der Saar, an der Dein Auge hing –  
nie raubt hinweg des Zeitstroms Schnelle  
den Spruch, der Feuer an Dir fing.*

*In Zeiten, wo wie trübe Flut  
die Not daherkommt, jäh und schwer,  
beseele, Goethe, Du den Mut,*

*daß jeder gern sein Bestes tut,  
verkünd' als Dein Vermächtnis hehr:  
„Seid, Menschen, edel, hilfreich, gut!“*

3. Ansprache des Oberbürgermeisters von Saarbrücken, Dr. Neikes, nachdem er im Anschluß an den Weihespruch die Gedenktafel in den Besitz und Schutz der Stadt genommen hat: Dr. Neikes weist auf die Bedeutung hin, die durch die Berührung mit der hier ansässigen Industrie der späteren Entwicklung Goethes zukommt und er betont insbesondere den für die Gegenwart verpflichteten Sinn der Lebensauffassung des größten deutschen Dichters: Mensch sein heißt Kämpfer sein!

Sodann verliest Dr. Neikes das Telegramm, das aus Anlaß der Einweihung des Goethesteines an den Reichspräsidenten Paul v. Hindenburg gesendet wurde:

„Goethe zu ehren in Saarbrücken mahnt nun ein Gedenkstein: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!

Dem ersten Helfer unseres deutschen Volkes, dem auch wir uns verpflichtet fühlen und von dem wir zuversichtlich Hilfe erhoffen, dem Herrn Reichspräsidenten v. Hindenburg entbieten wir zur Weihe vereinten Saardeutschen ehrerbietigen Treugruß, zugleich aufrichtige Glückwünsche zum Geburtstag.

Dr. Neikes, Oberbürgermeister der Stadt Saarbrücken“

4. Kranzniederlegung vor dem Gedenkstein durch Walter Neikes
5. Lied aus „Faust I“ in der Vertonung von Zander (Vortrag durch die Liedertafel St. Johann):
6. Vortrag von Goethe-Sprüchen durch Gymnasiasten des Ludwigsgymnasiums, die anschließend einen Strauß bunter Herbstblumen vor dem Gedenkstein niederlegen
7. Liedvortrag „Flamme empor“ durch die Liedertafel St. Johann

Die kleine weiße Marmortafel, die sich ehemals am Günderodeschen Hause und dann mit abgeändertem Text an der Schloßmauer befand, wurde in die Sammlung des Historischen Vereins gegeben, <sup>22)</sup> doch ist sie seit dem Ende des 2. Weltkrieges nicht mehr auffindbar.

Als mit dem Bau der Stadtautobahn 1962 die Schloßmauer zurückversetzt werden muß und die Alleestraße, die frühere Hindenburgstraße/-allee zur 4spurigen hochwasserfreien Straße ausgebaut wird, verschwindet die Saarbrücker Goethe-Anlage. <sup>23)</sup> Der Gedenkstein wird abgebaut und auf dem Städt. Bauhof im Weyerbachtal deponiert.

1975 bemüht sich der Kulturkreis, insbesondere Fred Oberhauser, um eine Neuaufstellung des Gedenksteines, weil es darum gehe, die Erinnerung wachzuhalten, und hierzu könne auch ein Standort im oberen Schloßgarten recht sein. Der Stadtdenkmalpfleger Dipl. Ing. Dieter Heinz schlägt seinerseits vor, da das Originalgrundstück ja nicht mehr existiert, anstelle des Steines mit seinen stattlichen Ausmaßen und seinen fast 2 cbm Inhalt an neuer Stelle, in der Umgebung des Ludwigsplatzes eine Tafel anzubringen mit den Daten der Erbauung der Ludwigskirche, von Goethes Besuch in Saarbrücken und Goethes Urteil über den Ludwigsplatz: „Mitten auf einem schönen, mit ansehnlichen Gebäuden umgebenen Platz steht die lutherische Kirche in einem kleinen, aber dem Ganzen entsprechenden Maßstab.“ Damit wäre Goethes Aufenthalt gerade an derjenigen Stelle der Stadt gedacht, die als einzige heute noch am deutlichsten die Atmosphäre der von Goethes bewunderten Barockstadt bewahrt hat. <sup>24)</sup>

Das weitere Schicksal des Gedenksteins vom 1932 vollzog sich übrigens wie folgt: Bei einem Transport innerhalb des Bauhofs 1976 fällt der große schwere Stein von einem Tieflader und zerbricht. Die Teile werden 1978 zusammen mit der Dihm'schen Wettersäule vom Städtischen Bauhof abgeholt und sind vermutlich als Sockel bei der Neuaufstellung der Dihm'schen Wettersäule in der Anlage Ecke Stengel-Eisenbahnstraße wieder verwendet worden.

Auch außerhalb Saarbrückens wurde Goethes Besuch gedacht. Der Neunkirchener Verschönerungsverein hat im Jahre 1906 am Haus in der Neunkircher Irrgartenstraße 16 eine Gedenktafel zur Erinnerung an Goethes Aufenthalt in Neunkirchen anbringen lassen.

Es wäre heute wünschenswert, wenn die Stadt Neunkirchen den schönen Garten hinter dem Haus der Öffentlichkeit zugänglich machen könnte, vielleicht in Verbindung mit einem Lesezimmer oder einer Tee- bzw. Kaffeestube.

1908 wurde vom Verschönerungsverein Dudweiler am Brennenden Berg ebenfalls eine Goethetafel enthüllt. Sie hatte die Form eines hochstehenden Rechtecks und rug die folgende Inschrift: <sup>25)</sup>

„Hier weilte auf einer Reise, die er während seines Straßburger Aufenthalts im Jahre 1770 unternahm

JOHANN WOLFGANG V. GÖTHER

„Ein starker Schwefelgeruch umzog uns. Die eine Seite der Höhle war nahezu glühend, mit rötlichem und weißgebranntem Stein bedeckt. Ein dicker Dampf stieg aus den Klunsen hervor, und man fühlte die Hitze des Bodens durch die starken Sohlen.“

Ob diese Gedenkplatte im 1. Weltkrieg eingeschmolzen oder gestohlen worden ist, konnte nicht festgestellt werden. Jedenfalls wurde im Jahre 1925 vom Pfälzer Waldverein – Ortsgruppe Dudweiler – eine neue, allerdings querliegende rechteckige Platte angebracht, wobei das Zitat aus „Dichtung und Wahrheit“ weggelassen wurde. Adolf Jenewein, genannt Kniff, trug damals die schwere gußeiserne Platte in seinem Rucksack von Dudweiler zum Brennenden Berg hinauf. <sup>26)</sup>

Aus Anlaß der 200. Wiederkehr von Goethes Aufenthalt am Brennenden Berg wurde 1970 auf der kleinen Kuppe am Eingang der Klamme zum Brennenden Berg von der Stadt Dudweiler eine „Goethe-Schutzhütte“ für Wanderer errichtet; im Zusammenhang damit hielt Professor Fuchs von Straßburg im Vortragsaal der Volkshochschule Dudweiler in der Sudstraße einen Vortrag über Goethes Staßburger Zeit.

Im Herbst 1979 wurde die Goethe-Gedenkplatte von 1925 aus den Felsen gebroche und gestohlen. Die Bezirksverwaltung Dudweiler setzte sich mit der Eisengießerei Schulte-Dudweiler in Verbindung, die sich bereit erklärte, eine neue Tafel, wieder als hochstehendes Rechteck und mit dem ursprünglichen Zitat aus „Dichtung und Wahrheit“ anzufertigen.

„Auf Goethes Spuren“ – so das Motto – bewegte sich die von der Bezirksverwaltung Dudweiler organisierte Wanderung, die am Donnerstag, dem 22. Mai 1980 zahlreiche Teilnehmer zur Einweihung dieser 3. Goethe-Tafel am Brennenden Berg führte; mit einem Pferdefuhrwerk der Familie Werner Jung wurde die Tafel vom Rathaus Dudweiler zum Bestimmungsort transportiert. In der Klamme am Brennenden Berg begrüßte Bezirksbürgermeister Hermann Schon, der die Gedenkplatte enthüllte und damit der Öffentlichkeit übergab, außer zahlreichen Dudweiler Bürgern unter den Ehrengästen auch Dipl. Ing. Rolf Böhler von der Eisengießerei Schulte humorvoll als „Gießmeister“; in einer kurzen Ansprache wies Bürgermeister Schon darauf hin, daß vor 200 Jahren am Brennenden Berg ein „Industriezentrum der Grafschaft Nassau-Saarbrücken“ bestanden habe, auch wenn der Brennende Berg heute ohne Koksmäuler und Alaunhütten keine Vorstellung vom Beginn des Aufschwungs des saarländischen Bergbaus und damit der saarländischen Industrie geben könnte. Ein Imbiß mit einem Umtrunk bei der Goethe-Hütte, zu dem die Bezirksverwaltung Dudweiler eingeladen hatte, beendete diese gelungene volksverbundene Veranstaltung aus Anlaß der letzten im Saarland enthüllten Goethe-Tafeln. <sup>27)</sup>

#### Anmerkungen:

- 1) Feldmann Wilhelm, Saarbrücken in der Litteratur-Geschichte, in: Mitteilungen des Historischen Vereins für die Saargegend, Heft 8, Saarbrücken 1901, Seite 41 ff., hier: Seite 47 ferner: Reinhard Ewald, Literaturgeschichte des Saargebiets, Saarbrücker Druckerei und Verlag AG, 1929, Seite 31 ff.: Goethe in Saarbrücken, hier: Seite 35.
- 2) Durch Goethes Schreibweise ist es in Deutschland üblich, diesen Ortsnamen mit einem s – Sessenheim – zu schreiben und stimmhaft zu sprechen. In Wirklichkeit hieß dieses Dorf im Unterelsaß auch damals so, wie es noch heute im Verzeichnis des internationalen Büros des Weltpostevereins zu Bern geschrieben steht: Sessenheim.
- 3) Froitzheim Johannes, Zu Straßburgs Sturm- und Drangperiode, Straßburg, 1888, S. 5 ff.
- 4) Hieronymus Maximilian von Günderode it am 22. 4. 1730 geboren und starb am 17. 2. 1777, seine Frau Susanne Maria Elisabeth geb. von Stalburg wurde im Dezember 1735 geboren und starb am 13. 2. 1776; beide liegen in der Stiftskirche zu St. Annual begraben. Vgl. hierzu: Hoppstädter Kurt, Der Saarbrücker Hofadel im 18. Jahrhundert, in: Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend, 1968, Seite 92 ff. hier: Seite 107 und 125.

- 5) Johann Karl von Stalburg hatte am 20. 11. 1761 die Schwester des Saarbrücker Regierungspräsidenten H. M. v. Günderode Christiane Eleonore Sophie Friederike von Günderode geheiratet, die am 14. 11. 1762 bei der Geburt ihres ersten Kindes, einer Tochter, die die Namen Wilehlmine Sophie Luise erhielt, im Alter von 23 Jahren gestorben ist, Vgl. hierzu: Hoppstädter, a.a.O.
- 6) Zu Maximilian Samson Friedrich Schöll heißt es im Brockhaus, Ausgabe 1886, 14. Band: Diplomat und Schriftsteller, geboren am 8. 5. 1766 in Harskirchen, wurde nach beendeten juristischen Studien Hauslehrer in einer livländischen Familie, mit der er 1788/89 Italien und Frankreich bereiste. Seine Begeisterung für die Französische Revolution führte ihn 1790 nach Straßburg, wo er sich der juristischen Laufbahn widmete. 1794 Einladung nach Weimar, dann Berlin. Von dem Berliner Buchdrucker Decker übernahm er die diesen gehörende Druckerei in Basel. Später erhielt er eine Anstellung bei der preußischen Gesandtschaft in Paris. Der Staatskanzler Hardenberg berief ihn nach Wien, wo er bis zur Beendigung des Kongresses blieb. Später beim Kongreß in Aachen, 1819 in Berlin als Vortragender Rat beim Staatskanzler angestellt, Teilnahme an den Kongressen in Troppau, Laibach und Verona, gestorben in Paris am 6. 8. 1833.
- 7) Landesarchiv Saarbrücken, 22/2296 Ansellung und Instruktion der höheren fürstlichen Beamten zu Saarbrücken und Ottweiler 1579–1792, hier: Seite 269.
- 8) Auskunft durch das Stadtarchiv Saarbrücken; der Verfasser dankt den Herren Dr. Klein und Dr. Jacoby für die freundliche Unterstützung.
- 9) Zirkler Alwin, Goethes Saarbrücker Reise im Juni 1770, in: Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend, VIII, 1958, hier Seite 160.
- 10) Landesarchiv Saarbrücken 22/4578, Blätter 189, 190 und 191.
- 11) Der Brief ist bei Feldmann, a.a.O. S. 46 f., und bei Zirkler, Seite 169, abgedruckt.
- 12) Feldmann, a.a.O. Seite 50.
- 13) Zirkler, a.a.O. Seite 159.
- 14) Vgl. hierzu: Lohmeyer Karl, Der saarländische Maler Johann Heinrich Schmidt genannt Fornaro, Verlag „Die Heimat“ Ottweiler, o.J.
- 15) Friedenthal Richard, Goethe, sein Leben und seine Zeit, 1963, hier: Seite 106.
- 16) Anlässlich einer Studierfahrt des Historischen Vereins für die Saargegend am 4. 7. 1965 hat der von 1940 bis 1944 in Lothringen tätige Schulrat Wilhelm Hard dem Verfasser dieses Beitrages mitgeteilt, daß der auf dem Friedhof von Tarquimpol bei Dieuze beerdigte Stanislas de Guaita, in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts Besitzer des großen Hofes von Altville, seinerzeit von den alten Leuten als „Hexer, Hellseher und Nachfahre Goethes“ bezeichnet wurde.
- 17) Briefes des Jakob Michael Reinhold Lenz vom 3. 6. 1772 und vom 10. 6. 1772; vgl. hierzu: Schleiden Karl August, Lenz und Friederike Brion, in: Saarheimat Heft 1 1962.
- 18) Kloevekorn Fritz, Saarbrückens Vergangenheit, im Bilde, Saarbrücken 2. Aufl. 1934, Seite 228.
- 19) Im Stadttheater von Saarbrücken in der damaligen Stengelstraße wird an Goethes 100. Todestag kein Stück von Johann Wolfgang Goethe, sondern die Oper „Sly“ von Ermano Wolf-Ferari aufgeführt.
- 20) Für die Anfertigung der Zeichnung des Goethes Gedenksteines und des Planes der Goethe-Anlage am Fuß der Schloßmauer dankt der Verfasser Herrn Werner Villwock, 6054 Rodgau 3, Strandpromenade 12.
- 21) Der Verfasser hat an dieser Einweihungsfeier selbst teilgenommen. Den „Weihespruch“ in Sonettform hat Professor Dr. Feyerabend im Deutschunterricht erklärt und den Text interessierten Schülern zum Abschreiben überlassen. Zur Errichtung des Goethe-Gedenksteines befindet sich auch im Stadtarchiv Saarbrücken ein Aktenfaszikel: Nummer 2719.
- 22) Kloevekorn, a.a.O. hier: Text zu Bild 2709 Seite 227 unten.
- 23) Schleiden Karl August, Verteidigung der Schloßmauer, in: Saarheimat, 8. Jahrgang, Heft 2 Februar 1964.
- 24) SAARBRÜCKER ZEITUNG vom 28. 6. 1975.
- 25) Ruppertsberg Albert, Geschichte der Gemeinde Dudweiler, 1923, Seite 37 ist diese erste Tafel am Brennenden Berg abgebildet.
- 26) Mitteilung des Bezirksbürgermeister Hermann Schon, dem der Verfasser herzlich dankt.
- 27) Für die Aufnahmen des „Goethe-Hauses“ in Neunkirchen, der dort angebrachten Gedenktafel sowie für die Bilder im Zusammenhang mit der Feier am Brennenden Berg dankt der Verfasser Herrn Hans-Winfried Engel, 6670 St. Ingbert, Dr. Schier-Straße 37.

Mit zwei werten Freunden und Tischgenossen, Engelbach und Weyland, beide aus dem untern Elsaß gebürtig, begab ich mich zu Pferde nach Zapern wo uns bei schönem Wetter der kleine freundliche Ort gar anmutig anlachte. Der Anblick des bischöflichen Schlosses erregte unsre Bewunderung; eines neuen Stalles Weitläufigkeit, Größe und Pracht zeugten von dem übrigen Wohlbehagen des Besitzers. Die Herrlichkeit der Treppe überrascht uns, die Zimmer und Säle betreten wir mit Ehrfurcht nur kontrastierte die Person des Kardinals, eines kleinen zusammengefallenen Mannes, den wir speisen sahen. Der Blick in den Garten ist herrlich, und ein Kanal, drei Viertelstunden lang, schnurgerade auf die Mitte des Schlosses gerichtet, gibt einen hohen Begriff von dem Sinn und den Kräften der vorigen Besitzer. Wir spazierten daran hin und wieder und genossen mancher Partien dieses schön gelegenen Ganzen zu Ende der herrlichen Elsass-ebene am Fuße der Vogesen.

Nachdem wir uns nun an diesem geistlichen Vorposten einer königlichen Macht erfreut und es uns in seiner Region wohl sein lassen, gelangten wir früh den andern Morgen zu einem öffentlichen Werk, das höchst würdig den Eingang in ein mächtiges Königreich eröffnet. Von der aufgehenden Sonne beschienen, erhob sich vor uns die berühmte Zaberner Steige, ein Werk von unerdenklicher Arbeit. Schlangenweis, über die fürchterlichsten Felsen aufgemauert, führt eine Chaussee, für drei Wagen nebeneinander breit genug, so leise bergauf, daß man es kaum empfindet. Die Härte und Glätte des Wegs, die geplatteten Erhöhungen an beiden Seiten für die Fußgänger, die steinernen Rinnen zum Ableiten der Bergwasser, alles ist so reinlich als künstlich und dauerhaft hergerichtet, daß es einen genügenden Anblick gewährt. So gelangt man allmählich nach Pfalzburg, einer neueren Festung. Sie liegt auf einem mäßigen Hügel; die Werke sind elegant auf schwärzlichen Felsen von gleichem Gestein erbaut, die mit Kalk weiß ausgestrichenen Fugen bezeichnen genau die Größe der Quadern und geben von der reinlichen Arbeit ein auffallendes Zeugnis. Den Ort selbst standen wir, wie sich's für eine Festung geziemt, regelmäßig, von Steinen gebaut, die Kirche geschmackvoll. Als wir durch die Straßen wandelten – es war Sonntags früh um neun – hörten wir Musik; man walzte schon im Wirtshause nach Herzenslust, und da sich die Einwohner durch die Große Teuerung, ja durch die drohende Hungersnot in ihrem Vergnügen nicht irre machen ließen, so ward auch unser jugendlicher Frohsinn keineswegs getrübt, als uns der Bäcker einiges Brot auf die Reise versagte und uns in den Gasthof verwies, wo wir es allenfalls an Ort und Stelle verzehren dürften.

Sehr gern ritten wir nun wieder die Steige hinab, um dieses architektonische Wunder zum zweiten Male anzustaunen und uns der erquickenden Aussicht über das Elsaß nochmals zu erfreuen. Wir gelangten halb nach Buchsweiler, wo uns Freund Weyland eine gute Aufnahme vorbereitet hatte. Dem frischen, jugendlichen Sinne ist der Zustand einer kleinen Stadt sehr gemäß; die Familienverhältnisse sind näher und fühlbarer, das Hauswesen, das zwischen läßlicher Amtsbeschäftigung, städtischem Gewerbe, Feld- und Gartenbau mit mäßiger Tä-

tigkeit sich hin und wieder bewegt, lädt uns ein zu freundlicher Teilnahme, die Geselligkeit ist notwendig, und der Fremde befindet sich in den beschränkten Kreisen sehr angenehm, wenn ihn nicht etwa die Mißhelligkeiten der Einwohner, die an solchen Orten fühlbarer sind irgendwo berühren. Dieses Städtchen war der Hauptplatz der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, dem Landgrafen von Darmstadt unter französischer Hoheit gehörig. Eine daselbst angestellte Regierung und Kammer machten den Ort zum bedeutenden Mittelpunkt eines sehr schönen und wünschenswerten fürstlichen Besitzes. Wir vergaßen leicht die ungleichen Straßen, die unregelmäßige Bauart des Orts, wenn wir heraustraten, um das alte Schloß und die an einem Hügel vortrefflich angelegten Gärten zu beschauen. Mancherlei Lustwäldchen, eine zahme und wilde Fasanerie und die Reste mancher ähnlicher Anstalten zeigten, wie angenehm diese kleine Residenz ehemals müsse gewesen sein.

Doch alle diese Betrachtungen übertraf der Anblick, wenn man von dem nahegelegenen Bastberg die völlig paradiesische Gegend überschaute. Diese Höhe, ganz aus verschiedenen Muscheln zusammengehäuft, machte mich zum ersten Male auf solche Dokumente der Vorwelt aufmerksam; ich hatte sie noch niemals in so großer Masse beisammen gesehen. Doch wendete sich der Schaulustige Blick bald ausschließlich in die Gegend. Man steht auf dem letzten Vorgebirge nach dem Lande zu; gegen Norden liegt eine fruchtbare, mit kleinen Wäldchen durchzogene Fläche, von einem ernsten Gebirge begrenzt, das sich gegen Abend nach Zabern hin erstreckt, wo man den bischöflichen Palast und die eine Stunde davon liegende Abtei St. Johann deutlich erkennen mag. Von da verfolgt das Auge immer mehr schwindende Bergkette der Vogesen bis nach Süden hin. Wendet man sich gegen Nordost, so sieht man das Schloß Lichtenberg auf einem Felsen, und gegen Südost hat das Auge die unendliche Fläche des Elsasses zu durchforschen, die sich in immer mehr abduftenden Landschaftsgründen dem Gesicht entzieht, bis zuletzt die schwäbischen Gebirge schattenweis in den Horizont verließen.

Schon bei meinen wenigen Wanderungen durch die Welt hatte ich bemerkt, wie bedeutend es sei, sich auf Reisen nach dem Laufe der Wasser zu erkundigen, ja bei dem kleinsten Bache zu fragen, wohin er denn eigentlich laufe. Man erlangt dadurch eine Übersicht von jeder Flußregion, in der man eben befangen ist, einen Begriff von den Höhen und Tiefen, die aufeinander Verzug haben, und windet sich am sichersten an diesen Leitfäden, welche sowohl dem Anschauen als dem Gedächtnis zu Hilfe kommen, aus geologischen und politischem Ländergewirre. In dieser Betrachtung nahm ich feierlichen Abschied von dem teuren, Elsaß, da wir uns den andern Morgen nach Lothringen zu wenden gedachten.

Der Abend ging hin in vertraulichen Gesprächen, wo man sich über eine unerfreuliche Gegenwart durch Erinnerung an eine bessere Vergangenheit zu erheitern suchte. Vor allem andern war hier wie im ganzen Ländchen der Name des letzten Grafen Reinhard von Hanau in Segen, dessen großer Verstand und Tüchtigkeit in allem seinem Tun und Lassen hervortrat, und von dessen Dasein noch manches

schöne Denkmal übrig geblieben war. Solche Männer haben den Vorzug, doppelte Wohltäter zu sein, einmal für die Gegenwart, die sie beglücken, und sodann für die Zukunft, deren Gefühl und Mut sie nähren und aufrecht erhalten.

Als wir nun uns nordwestwärts in das Gebirg wendeten und bei Lützelstein, einem alten Bergschloß in einer sehr hügelvollen Gegend, vorbeizogen und in die Region der Saar und Mosel hinabstiegen, fing der Himmel an sich zu trüben, als wollte er uns den Zustand des rauheren Westreiches noch fühlbarer machen. Das Tal der Saar, wo wir zuerst Bockenheim, einen kleinen Ort, antrafen und gegenüber Neusaarwerden, gut gebaut, mit einem Luftschloß, erblickten, ist zu beiden Seiten von Bergen begleitet, die traurig heißen könnten, wenn nicht an ihrem Fuß eine unendliche Folge von Wiesen und Matten, die „Hohnau“ genannt, sich bis Saarlalbe und weiterhin unübersehlich erstreckte. Große Gebäude eines ehemaligen Gestüttes der Herzoge von Lothringen ziehen hier den Blick an; sie dienen gegenwärtig, zu solchen Zwecken freilich sehr wohl gelegen, als Meierei. Wir gelangten über Saargemünd nach Saarbrück, und diese kleine Residenz war ein lichter Punkt in einem so felsig waldigen Lande. Die Stadt, klein und hügelig, aber durch den letzten Fürsten wohl ausgeziert, macht sogleich einen angenehmen Eindruck, weil die Häuser alle grauweiß angestrichen sind und die verschiedene Höhe derselben einen mannigfaltigen Anblick gewährt. Mitten auf einem schönen, mit ansehnlichen Gebäuden umgebenen Platze steht die lutherische Kirche, in einem kleinen, aber dem Ganzen entsprechenden Maßstabe. Die Vorderseite des Schlosses liegt mit der Stadt auf ebenem Boden, die Hinterseite dagegen am Abhange eines steilen Felsens. Diesen hat man nicht allein terrassenweis ausgearbeitet, um bequem in das Tal zu gelangen, sondern man hat sich auch unten einen länglich-viereckten Gartenplatz durch Verdrängung des Flusses an der einen und durch Abschroten des Felsens an der anderen Seite verschafft, worauf denn dieser ganze Raum erst mit Erde ausgefüllt und bepflanzt worden. Die Zeit dieser Unternehmung fiel in die Epoche, da man bei Gartenanlagen den Architekten zu Rate zog, wie man gegenwärtig das Auge des Landschaftsmalers zu Hilfe nimmt. Die ganze Einrichtung des Schlosses, das Kostbare und Angenehme, das Reiche und Zierliche, bedeuteten auf einen lebenslustigen Besitzer, wie der verstorbene Fürst gewesen war; der gegenwärtige befand sich nicht am Orte. Präsident von Günderode empfing uns aufs verbindlichste und bewirtete uns drei Tage, besser als wir es erwarten durften. Ich benutzte die mancherlei Bekanntschaften, zu denen wir gelangten, um mich vielseitig zu unterrichten. Das genußreiche Leben des vorigen Fürsten gab Stoff genug zur Unterhaltung, nicht weniger die mannigfaltigen Anstalten, die er getroffen, um Vorteile, die ihm die Natur seines Landes darbot, zu benutzen. Hier wurde ich nun eigentlich in das Interesse der Berggegenden eingeweiht und die Lust zu ökonomischen und technischen Betrachtungen, welche mich einen großen Teil meines Lebens beschäftigt haben, zuerst erregt. Wir hörten von den reichen Duttweiler Steinkohlengruben, von Eisen- und Alaunwerken, ja sogar von einem brennenden Berge, und rüsteten uns, diese Wunder in der Nähe zu beschauen.

Nun zogen wir durch waldige Gebirge, die demjenigen, der aus einem herrlichen, fruchtbaren Lande kommt, wüst und traurig erscheinen müssen, und die nur durch den inneren Gehalt ihres Schoßes uns anziehen können. Kurz hintereinander wurden wir mit einem einfachen und einem komplizierten Maschinenwerke bekannt, mit einer Sensenschmiede und einem Drahtzug. Wenn man sich an jener schon erfreut, daß sie sich an die Stelle gemeiner Hände setzt, so kann man diesen nicht genug bewundern, indem er in einem höheren organischen Sinne wirft, von dem Verstand und Bewußtsein kaum zu trennen sind. In der Alaunhütte erkundigten wir uns genau nach der Gewinnung und Reinigung dieses so nötigen Materials, und als wir große Haufen eines weißen, fetten, lockeren, erdigen Wesens bemerkten und dessen Nutzen erforschten, antworteten die Arbeiter lächelnd, es sei der Schaum, der sich beim Alaunsieden obenauf werfe und den Herr Stauf sammeln lasse, weil er denselben gleichfalls hoffe zu Gute zu machen. – „Lebt Herr Stauf noch?“ rief mein Begleiter verwundert aus. Man bejahte es und versicherte, daß wir nach unserm Reiseplan nicht weit von seiner einsamen Wohnung vorbeikommen würden.

Unser Weg ging nunmehr an den Rinnen hinauf, in welchen das Alaunwasser heruntergeleitet wird, und an dem vornehmsten Stollen vorbei, den sie die „Landgrube“ nennen, woraus die berühmten Duttweiler Steinkohlen gezogen werden. Sie haben, wenn sie trocken sind, die blaue Farbe eines dunkel angelaufenen Stahls, und die schönste Irisfolge spielt bei jeder Bewegung über die Oberfläche hin. Die finsternen Stollenschlünde zogen uns jedoch um so weniger an, als der Gehalt derselben reichlich um uns her ausgeschüttet lag. Nun gelangten wir zu offenen Gruben, in welchen die gerösteten Alaunschiefer ausgelaugt werden, und bald darauf überraschte uns, obgleich vorbereitet, ein seltsames Begegnis. Wir traten in eine Klamme und fanden uns in der Region des brennenden Berges. Ein starker Schwefelgeruch umzog uns; die eine Seite der Hohle war nahezu glühend, mit rötlichem, weißgebranntem Stein bedeckt; ein dicker Dampf stieg aus den Klunsen hervor, und man fühlte die Hitze des Bodens auch durch die starken Sohlen. Ein so zufälliges Ereignis – denn man weiß nicht, wie diese Strecke sich entzündete – gewährt der Alaunfabrikation den großen Vorteil, daß die Schiefer, woraus die Oberfläche des Berges besteht, vollkommen geröstet daliegen und nur kurz und gut ausgelaugt werden dürfen. Die ganze Klamme war entstanden, daß man nach und nach die kalzinierten Schiefer abgeräumt und verbraucht hatte. Wir kletterten aus dieser Tiefe hervor und waren auf dem Gipfel des Berges. Ein anmutiger Buchenwald umgab den Platz, der auf die Hohle folgte und sich ihr zu beiden Seiten verbreitete. Mehrere Bäume standen schon verdorrt, andre welkten in der Nähe von andern, die, noch ganz frisch, jene Glut nicht ahneten, welche sich auch ihren Wurzeln bedrohend näherte.

Auf dem Platze dampften verschiedene Öffnungen, andre hatten schon ausgeraucht, und so glomm dieses Feuer bereits zehn Jahre durch alte verbrochene Stollen und Schächte, mit welchen der Berg unterminiert ist. Es mag sich auch auf Klüften durch frische Kohlen-

lager durchziehen: denn einige hundert Schritte weiter in den Wald gedachte man bedeutende Merkmale von ergiebigen Steinkohlen zu verfolgen; man war aber nicht weit gelangt, als ein starker Dampf den Arbeitern entgegendrang und sie vertrieb. Die Öffnung ward wieder zugeworfen; allein wir fanden die Stelle noch rauchend, als wir daran vorbei den Weg zur Residenz unsres einsiedlerischen Chemikers verfolgten. Sie liegt zwischen Bergen und Wäldern; die Täler nehmen daselbst sehr mannigfaltige und angenehme Krümmungen, ringsumher ist der Boden schwarz und kohlenartig, die Lager gehen häufig zutage aus. Ein Kohlenphilosoph – Philosophus per ignem, wie man sonst sagte – hätte sich wohl nicht schicklicher ansiedeln können.

Wir traten vor ein kleines, zur Wohnung nicht übel dienliches Haus und fanden Herrn Stauf, der meinen Freund sogleich erkannte und mit Klagen über die neue Regierung empfing. Freilich konnten wir aus seinen Reden vermerken, daß das Alaunwerk, sowie manche andre wohlgemeinte Anstalt, wegen äußerer, vielleicht auch innerer Umstände die Unkosten nicht trage, und was dergleichen mehr war. Er gehörte unter die Chemiker jener Zeit, die, bei einem innigen Gefühl dessen, was mit Naturprodukten alles zu leisten wäre, sich in einer abstrusen Betrachtung von Kleinigkeiten und Nebensachen gefielen und bei unzulänglichen Kenntnissen nicht fertig genug dasjenige zu leisten verstanden, woraus eigentlich ökonomischer und merkantilischer Vorteil zu ziehen ist. So lag der Nutzen, den er sich von jenem Schaum versprach, sehr im weitem; so zeigte er nichts als einen Kuchen Salmiak, den ihm der brennende Berg geliefert hatte.

Bereitwillig und froh, seine Klagen einem menschlichen Ohre mitzutheilen, schleppte sich das hagere, abgelebte Männchen in einem Schuh und einem Pantoffel mit herabhängenden, vergebens wiederholt von ihm heraufgezogenen Strümpfen den Berg hinauf, wo die Harzhütte steht, die er selbst errichtet hat und nun mit großem Leidwesen verfallen sieht. Hier fand sich eine zusammenhängende Ofenreihe, wo Steinkohlen abgeschwefelt und zum Gebrauch bei Eisenwerken tauglich gemacht werden sollten; allein zu gleicher Zeit wollte man Öl und Harz auch zu Gute machen, ja sogar den Ruß nicht missen, und so unterlag den vielfachen Absichten alles zusammen. Bei Lebzeiten des vorigen Fürsten trieb man das Geschäft aus Liebhaberei, auf Hoffnung; jetzt fragte man nach dem unmittelbaren Nutzen, der nicht nachzuweisen war.

Nachdem wir unseren Adepten seiner Einsamkeit überlassen, eilten wir – denn es war schon spät geworden – der Friedrichsthaler Glashütte zu, wo wir eine der wichtigsten und wunderbarsten Werkthätigkeiten des menschlichen Kunstgeschicks im Vorübergehen kennen lernten.

Doch fast mehr als diese bedeutenden Erfahrungen interessierten uns junge Burschen einige lustige Abenteuer und bei einbrechender Finsternis unweit Neukirch ein überraschendes Feuerwerk. Denn wie vor einigen Nächten an den Ufern der Saar leuchtende Wolken Johanniswürmer zwischen Fels und Busch um uns schwebten, so

spielten uns nun die funkenwerfenden Essen ihr lustiges Feuerwerk entgegen. Wir betraten bei tiefer nacht die im Talgrunde liegenden Schmelzhütten und vergnügten uns an dem seltsamen Halbdunkel dieser Bretterhöhlen, die nur durch des glühenden Ofens geringe Öffnung kümmerlich erleuchtet werden. Das Geräusch des Wassers und der von ihm getriebenen Blasbälge, das fürchterliche Sausen und Pfeifen des Windstroms, der, in das geschmolzene Erz wütend, die Ohren betäubt und die Sinne verwirrt, trieb uns endlich hinweg, um in Neukirch einzukehren, das an dem Berg hinaufgebaut ist.

Aber ungeachtet aller Mannigfaltigkeit und Unruhe des Tags konnte ich hier noch keine Rast finden. Ich überließ meinen Freund einem glücklichen Schlafe und suchte das höher gelegene Jagdschloß. Es blickt weit über Berg und Wälder hin, deren Umrisse nur an dem heitern Nachthimmel zu erkennen, deren Seiten und Tiefen aber meinem Blick undurchdringlich waren. So leer als einsam stand das wohlerhaltene Gebäude; kein Kastellan, kein Jäger war zu finden. Ich saß vor den großen Glastüren auf den Stufen, die um die ganze Terrasse hergehn. Hier, mitten im Gebirg, über einer waldbewachsenen finsternen Erde, die gegen den heitern Horizont einer Sommernacht nur noch finsterner erschien, das brennende Sternengewölbe über mir, daß ich an der verlassenenen Stätte lange mit mir selbst und glaubte niemals eine solche Einsamkeit empfunden zu haben. Wie lieblich überraschte mich daher aus der Ferne der Ton von einem Paar Waldhörnern, der auf einmal wie ein Balsamduft die ruhige Atmosphäre belebte. Da erwachte in mir das Bild eines holden Wesens, das vor den bunten Gestalten dieser Reisetage in den Hintergrund gewichen war; es enthüllte sich immer mehr und mehr und trieb mich von meinem Platze nach der Herberge, wo ich Anstalten traf, mit dem frühsten abzureisen.

Der Rückweg wurde nicht benutzt wie der Herweg. So eilten wir durch Zweibrücken, das, als eine schöne und merkwürdige Residenz, wohl auch unsre Aufmerksamkeit verdient hätte. Wir warfen einen Blick auf das große einfache Schloß, auf die weitläufigen regelmäßig mit Lindenstämmen bepflanzten, zum Dressieren der Parforcepferde wohleingerichteten Esplanaden, auf die großen Ställe, auf die Bürgerhäuser, welche der Fürst baute, um sie auspielen zu lassen. Alles dieses sowie Kleidung und Betragen der Einwohner, besonders der Frauen und Mädchen, deutete auf ein Verhältnis in die Ferne und machte den Bezug auf Paris anschaulich, dem alles Übrerrheinische seit geraumer Zeit sich nicht entziehen konnte. Wir besuchten auch den vor der Stadt liegenden herzoglichen Keller, der weitläufig ist, mit großen und künstlichen Fässern versehen. Wir zogen weiter und fanden das Land zuletzt wie im Saarbrückischen. Zwischen wilden und rauhen Bergen wenig Dörfer; man verlernt hier, sich nach Getreide umzusehen. Den Hornbach zur Seite steigen wir nach Bitsch, das an dem bedeutenden Platze liegt, wo die Gewässer sich scheiden, und ein Teil in die Saar, ein Teil dem Rheine zufällt; diese letztern sollten uns bald nach sich ziehen. Doch konnten wir dem Städtchen Bitsch, das sich sehr malerisch um einen Berg herumschlingt, und der oben liegenden Festung unsre Aufmerksamkeit nicht versagen. Diese

ist theils auf Felsen gebaut, theils in Felsen gehauen. Die unterirdischen Räume sind besonders merkwürdig; hier ist nicht allein hinreichender Platz zum Aufenthalt einer Menge Menschen und Vieh, sondern man trifft sogar große Gewölbe zum Exerzieren, eine Mühle, eine Kapelle und was man unter der Erde sonst fordern könnte, wenn die Oberfläche beunruhigt würde.

Den hinabstürzenden Bächen folgen wir nunmehr durchs Bärenthal. Die dicken Wälder auf beiden Höhen sind unbenutzt. Hier faulen Stämme zu Tausenden übereinander, und junge Sprößlinge keimen in Unzahl auf halbvermoderten Vorfahren. Hier kam uns durch Gespräche einiger Fußbegleiter der Name von Dietrich wieder in die Ohren, den wir schon öfter in diesen Waldgegenden ehrenvol hatten aussprechen hören. Die Tätigkeit und Gewandtheit dieses Mannes, sein Reichthum, die Benutzung und Anwendung desselben, alles erschien im Gleichgewicht; er konnte sich mit Recht des Erworbenen erfreuen, das er vermehrte, und das Verdiente genießen, daß er sicherte. Je mehr ich die Welt sah, je mehr erfreute ich mich außer den allgemein erühmten Namen auch besonders an denen, die in einzelnen Gegenden mit Achtung und Liebe genannt wurden; und so erfuhr ich auch hier bei einiger Nachfrage gar leicht, daß von Dietrich früher als andre sich der Gebirgsschätze, des Eisens, der Kohlen und des Holzes, mit gutem Erfolg zu bedienen gewußt und sich zu einem immer achsenden Wohlhaben herausgearbeitet habe. Niederbrunn, wohin wir gelangten, war ein neues Zeugnis hiervon. Er hatte diesen kleinen Ort den Grafen von Leiningen und andern Teilbesitzern abgekauft, um in der Gegend bedeutende Eisenwerke einzurichten.

Hier in diesen von den Römern schon angelegten Bädern umspülte mich der Geist des Altertums, dessen ehrwürdige Trümmer in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und -Schäften mir aus Bauerhöfen zwischen wirtschaftlichem Wust und Geräte gar wunderbar entgegenleuchteten.

So verehrte ich auch, als wir die nahe gelegene Wasenburg bestiegen, an der großen Felsmasse, die den Grund der einen Seite ausmacht, eine gut erhaltene Inschrift, die dem Merkur ein dankbares Gelübde abstattet. Die Burg selbst liegt auf dem letzten Berge von Bitsch her gegen das Land zu. Es sind die Ruinen eines deutschen, auf römische Reste gebauten Schlosses. Von dem Turm übersah man abermals das ganze Elsaß, und des Münsters deutliche Spitze bezeichnete die Lage von Straßburg. Zunächst jedoch verbreitete sich der große Hagenauer Forst, und die Türme dieser Stadt ragten dahinter ganz deutlich hervor. Dorthin wurde ich gezogen. Wir ritten durch Reichshofen, wo von Dietrich ein bedeutendes Schloß erbauen ließ, und nachdem wir von den Hügeln bei Niedermodern den angenehmen Lauf des Moderflüschens am Hagenauer Wald her betrachtet hatten, ließ ich meinen Freund bei einer lächerlichen Steinkohlengrubenvisitation, die zu Dutweiler freilich etwas ernsthafter würde gewesen sein, und ritt durch Hagenau auf Richtwegen, welche mir die Neigung schon andeutete, nach dem geliebten Sesenheim.

Denn jene sämtlichen Aussichten in eine wilde Gebirgsgegend und sodann wieder in ein heiteres, fruchtbares, fröhliches Land konnten

*meinen innern Blick nicht treffen, der auf einen lebenswürdigen, anziehenden Gegenstand gerichtet war. Auch diesmal erschien mir der Herweg reizender als Hinweg, weil er mich wieder in die Nähe eines Frauenzimmers brachte, der ich von Herzen ergeben war, und welche so viel Achtung als Liebe verdiente. Mir sei jedoch, ehe ich meine Freunde zu ihrer ländlichen Wohnung führe, vergönnt, eines Umstandes zu erwähnen, der sehr viel beitrug, meine Neigung und die Zufriedenheit, welche sie mir gewährte, zu beleben und zu erhöhen.*

*(Hierzu merkt der Herausgeber an:*

*„Goethe verwechselt hier die Zeiten. Tatsächlich kehrte er von Hagenau Anfang Juli 1770 geradewegs nach Straßburg zurück, wo er dann am 27. September sein Examen machte. In der Erinnerung verlegte er den Ausflug offenbar erst in das Frühjahr 1771 nach Herders Abreise, weil er damals in den Johannisferien einen ähnlichen Streifzug ausgeführt hat. Den ersten unten S. 424 ff. geschilderten Besuch in Sesenheim machte er gegen die Mitte des Oktober 1770, wenige Wochen nach dem Beginn seiner Bekanntschaft mit Herber.“)*

*Wenn das alles aufgeschrieben wäre, liebe Freundin, was ich an Sie gedacht habe, da ich diesen schönen Weg hierher machte, und alle Abwechslungen eines herrlichen Sommertags, in der süßesten Ruhe genoß; Sie würden mancherlei zu lesen haben, und manchmal empfinden, und oft lachen. Heute regnet's, und in meiner Einsamkeit finde ich nichts reizenders als an Sie zu denken; an Sie das heißt zugleich an alle, die Sie lieben, die mich lieben und auch sogar an Käthchen, von der ich doch weiß, daß sie mich verleugnen wird, daß sie gegen meine Breife sein wird, was sie gegen mich war, und daß sie – genug, wer sie auch nur als Silhouette gesehen hat, der kennt sie.*

*Gestern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbei und wir kamen eben aufs lothringische Gebirg, da die Saar im lieblichen Tale unten vorbei fließt. Wie ich so rechter Hand über die grüne Tiefe hinaus sah und der Fluß in der Dämmerung so graulich und still floß, und linker Hand die schwere Finsternis des Buchenwaldes vom Berg über mich herab hing, wie um die dunklen Felsen durchs Gebüsch die leuchtenden Vögelchen still und geheimnisvoll zogen, da wurd's in meinem Herzen so still wie in der Gegend und die ganze Beschwerlichkeit des Tags war vergessen wie ein Traum, man braucht Anstrengung, um ihn im Gedächtnis aufzusuchen.*

*Welch' Glück ist's, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Mut treibt uns an Beschwerlichkeit, an Gefahren; aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben. und das ist vielleicht das meiste, was ich gegen die Liebe habe, man sagt, sie mache mutig. Nimmermehr! Sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt, und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Tränen aus den Augen zu drücken sucht, und in einer unbegreiflichen Wonne dasitzt, wenn sie fließen. O, da sind wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft stark sind, sondern weil wir zittern, sie zu zerreißen.*

*Mutig wird wohl der Liebhaber, der in Gefahr kommt, sein Mädchen zu verlieren, aber das ist nicht mehr Liebe, das ist Neid.*

*Wenn ich Liebe sage, so versteh' ich die wiegende Empfindung, in der unser Herz schwimmt, immer auf einem Fleck sich hin und her bewegt, wenn irgend ein Reiz es aus der gewöhnlichen Bahn der Gleichgültigkeit gerückt hat. Wir sind wie Kinder auf dem Schaukelpferde immer in Bewegung, immer in Arbeit, und nimmer vom Fleck. Das ist das wahrste Bild eines Liebhabers. Wie traurig wird die Liebe, wenn man so geniert ist, und doch können Verliebte nicht leben, ohne sich zu genießen.*

*Sagen Sie meinem Fränzchen, daß ich noch immer ihr bin. Ich habe sie viel lieb, und ich ärgerte mich oft, daß sie mich so wenig genierte; man will gebunden sein, wenn man liebt.*

*Ich kenne einen guten Freund, dessen Mädchen oft die Gefälligkeit hatte, bei Tisch des Liebsten Füße zum Schemel der ihrigen zu machen. Es geschah einen Abend, daß er aufstehen wollte, eh' es ihr gelegen war, sie drückte ihren Fuß auf den seinigen, um ihn durch*

*diese Schmeichelei festzuhalten, unglücklicher Weise kam sie mit dem Absatz auf seine Zehen, er stand viel Schmerzen aus, und doch kannte er den Wert einer Gunstbezeugung zu sehr, um seinen Fuß zurückzuziehen.*

Abb. 1. Gedenktafel am „Goethe-Haus“ in Neunkirchen, Irrgartenstraße 16 ►

Hier wohnte

GOETHE

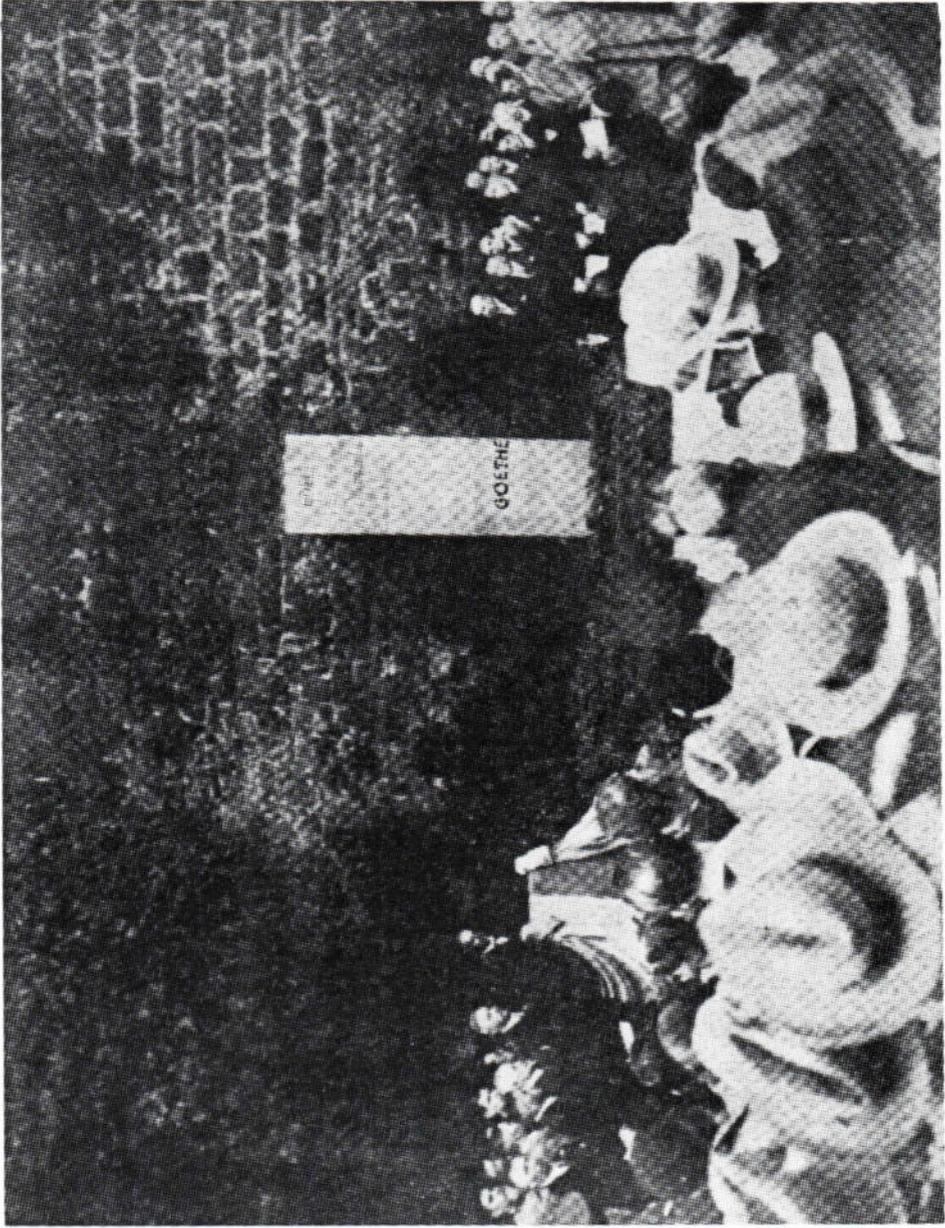
1770

Abb. 2 „Goethe-Haus“ in Neunkirchen Irrgartenstraße 16. (Leider wurde die Fassade des Hauses vor Jahren durch Entfernung der Tür- und Fenstergewände vereinfacht.)



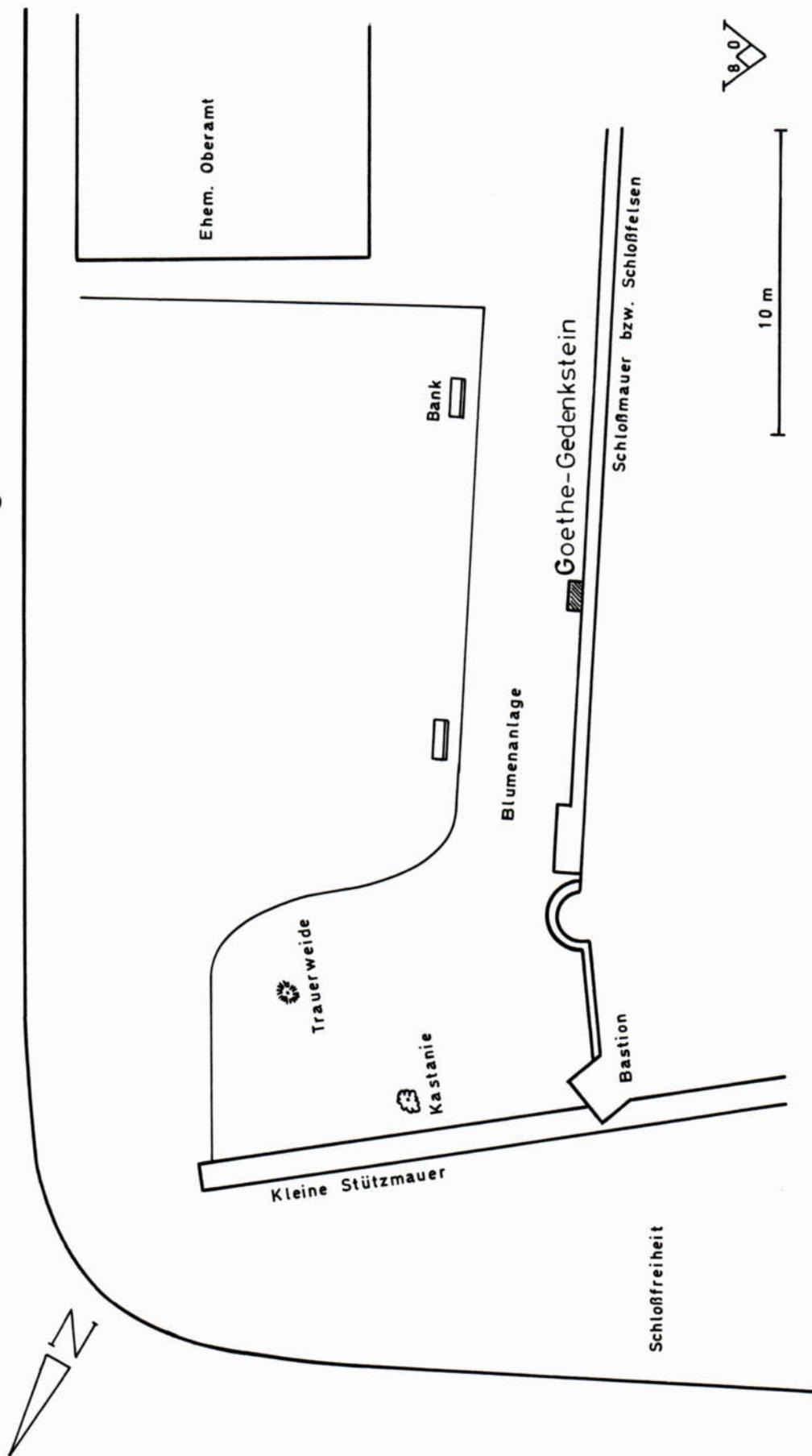








# Hindenburgstraße



Ehem. Oberamt

Bank

Trauerweide

Kastanie

Blumenanlage

Goethe-Gedenkstein

Schloßmauer bzw. Schloßfelsen

Bastion

Kleine Stützmauer

Schloßfreiheit

10 m





EDEL  
SEI DER MENSCH  
HILFREICH  
UND GUT

Im Günderodeschen Haus,  
das hier stand,  
weilte Juni 1770  
als Straßburger Student

WOLFGANG  
GOETHE



Abb. 6 Die am 22. 5. 1980 neu angebrachte Gedenkplatte in der Klamme des  
Brennenden Berges



WENIGER WIEHLE AUF BÜHNE KAMEN,  
DIE ER VAKUUMD SINDEN  
STRAßBURGER AUFENTHALTES  
IM JAHRE 1779 UNTERNÄHM.

### JOHANN WOLFGANG VON GOETHE

WIR TRATEN IM BUNDE KLASSIKER  
UND FANDEN UNS IN DER FREISCH  
DES BERNHARDINEN BERGES. EIN  
STARKER SCHWELGER VON  
WISSE UND, DIE WISSE GUTER DER  
WISSE WAR NACHZU GUTHEIN,  
MIT BOYLICHEN, WISSEBERG  
TEN STEIN BEDECKT, EIN DACH  
DARF STILS AUS DEN KUNSTEN  
HERVOR UND MAN FÜHRT DIE  
NITZ DIE BODENS AUCH DURCH  
DIE STARKEN SCHULEN: GOETHE

19. JUNI - BUCHUNG UND VAKUUMD

WIEDERERSCHEINT IM JAHRE 1800

STADTBEZIRK DUDWILLER

Copyright von ...

Abb. 7 Ansprache von Bezirksbürgermeister Schon aus Anlaß der Enthüllung der Gedenkplatte





Abb. 8 Umtrunk nach Einweihung der 1970 errichteten „Goethe“-Hütte im Hintergrund.







